

Luis
oder
Die Geschichte vom Traumland

von

Frank Körber

*

Luis hatte sich den alten Küchenstuhl ans Fenster gerückt. Er kniete darauf. Mit seinen Armen stützte er sich auf der Fensterbank ab. Die Lust am Spielen war ihm schon lange vergangen; denn er musste fast immer alleine spielen. Luis Vater arbeitete den ganzen lieben langen Tag. „Um das Geld zu verdienen“, hatte er ihm erklärt. Aber Luis brauchte doch gar kein Geld. Und die Mama war verreist. Wohin? Das wusste er nicht.

So saß er allein am Fenster und schaute auf die Straße. Hinunter zu gehen hatte ihm der Vater verboten. Er hatte Luis gesagt, dass es zu gefährlich sei für ein Kind von fünf Jahren. Wenn Luis sechs sein würde, dann könnte er ganz allein zur Schule gehen. Da konnte er dann mit anderen Kindern spielen. Er würde lernen Bücher zu lesen; und vor allem dürfte er raus auf die Straße. Darauf war er schon jetzt so stolz, dass er es kaum noch erwarten konnte. Und Luis fragte den Vater jeden Tag:

„Vati, wann werde ich denn endlich sechs Jahre alt?“.

Es regnete. Aus dunklen, schweren, traurigen Wolken ergossen sich große Wassertropfen wie Tränen über die Stadt. Leise klopften sie ans Fenster, hafteten einen Moment daran, um von der Glasscheibe in kleinen Bächen hinunter zu rinnen. Luis preßte die Nase an die Scheibe, so dass ein sanfter Nebel das Spiel der Wassertropfen für Augenblicke verdeckte. Er dachte an die Mutter. Was sie jetzt wohl machte?

Luis stellte sich vor, dass sie sicherlich in Amerika war. Der Vater hatte jedoch erzählt, dass sie im Traumland sei. Und - dass es dort viel schöner

wäre als in Amerika. Er hatte auch gemeint, dass Luis seine Mutter eines Tages dort besuchen könnte. Wie er dorthin käme, das hatte der Vater ihm nicht gesagt, sonst wäre er sicherlich schon einmal losgezogen, um sie dort zu besuchen. Manchmal hatte er auch den Eindruck, dass der Vater selber nicht so genau wusste, wie man ins Traumland kommt. Aber eines Tages würde er ganz alleine den Weg finden, da war Luis sicher.

Der Regen wurde stärker und stärker und stärker. Luis hörte die schweren Tropfen, wie sie unentwegt an die Scheibe pochten. Er sah kleine Tropfen und große. Und er sah, dass es keine Tränen sein konnten; denn sie lachten ihn an. Sie klopfen auch nicht an die Scheibe, wie sie es sonst getan hatten - ganz deutlich hörte Luis seinen Namen:

„Luis“, flüsterte es, „Luis, komm doch mit uns. Wir bringen Dich dorthin - Du weißt schon.“

Luis wusste es nicht. Sollte er mitgehen? - aber der Vater käme nach Hause und würde ihn sehr vermissen.

„Er wird mich überall suchen“, dachte Luis, „und wenn er mich nirgends findet, wird er ganz traurig sein.“

„Luis“, tönte es wieder, „komm mit uns. Wir bringen Dich zurück, bevor Dein Vater kommt. Du brauchst keine Angst zu haben, er wird es gar nicht merken.“

Luis sah auf die Fensterscheibe. Vor ihm saß ein Regentropfen, der immer größer wurde. Er hatte kein Gesicht, wie Luis es von Menschen oder

Tieren kannte, keine Nase, keinen Mund und keine Augen - aber er grinste Luis breit und lustig an.

„Kommst Du nun mit?“

Der Tropfen hatte eine unheimlich sanfte zärtliche Stimme. Luis glaubte sich zu erinnern, dass die Mutter eine solche Stimme gehabt hatte. Fast hätte er den Tropfen mit Mama angeredet. Es schien ihm dann aber doch so unvorstellbar, dass er das lieber ließ.

Der Tropfen war jetzt fast so groß wie die Scheibe. Er schillerte in allen Farben des Regenbogens und lachte Luis mitten ins Gesicht. Langsam senkte er sich ab, so dass Luis aufsteigen konnte.

Luis überlegte nicht mehr. Als er sich noch einmal umsah, saß er schon auf dieser Regentropfenscheibe, die langsam zum Himmel schwebte. Das Fenster, das Haus, die Stadt, alles wurde kleiner und kleiner und kleiner. Sie schwebten hoch empor, bis sie an einen großen Torbogen kamen.

„Hier beginnt das Traumland“, erklärte der Regentropfen, „Du wirst vieles sehen, was Du nicht sofort verstehst. Es gibt Wesen bei uns, die Du hören kannst ohne sie zu sehen. Es gibt Flüsse, die bergauf fließen oder bergab, je nachdem, wozu sie gerade Lust haben, Berge, die wandern, Wege, die nirgendwo hinführen. Ach, Du wirst es selber sehen. Aber merke Dir: Du darfst nichts und niemanden fragen, woher er kommt, was er gerade macht und wohin er geht.“

„Und wie komme ich zurück?“, fragte Luis unsicher.

„Ich werde Dich überall hören, egal von wo Du mich rufst, ich werde kommen und Dich zurückbringen. Wenn es soweit ist, bringe ich Dich sowieso zurück - damit Dein Vater nichts merkt. Ruf mich aber erst, wenn Du wirklich zurück willst; denn - wenn Du mich erst einmal gerufen hast, musst Du Heim, so ist das Gesetz im Traumland.“

„Ja, aber - “, wollte Luis noch sagen. Er sah sich um. Es war zu spät, die Regentropfenscheibe war verschwunden. Luis suchte die Gegend ab. Nichts. Es muss sich aufgelöst haben, dachte er und beschloss das Traumland zu erkunden.

Luis stand auf einer Kreuzung, von der drei Wege abgingen. Er überlegte, welchen er nehmen sollte. Den rechten Weg? - der führte auf einen kleinen Hügel, von dem aus man das ganze Land bestimmt prima überblicken konnte. Den linken Weg? - der war mit herrlichen bunten Bildern gepflastert und an den Seiten standen Blumen, die hatten richtige Arme mit Händen dran, die zappelten. Sie winkten zu Luis herüber. Das sah wirklich komisch aus.

Oder sollte er den mittleren Weg nehmen? Der sah so aus, als wenn er nirgendwo hinführte. Er wurde ganz schnell ganz schmal und hörte dann einfach auf.

„Ich würde den mittleren Weg nehmen!“, piepste da etwas. Luis sah sich um. Niemand zu sehen.

„Wer war das?“, rief er empört.

„Hihihi“, kicherte es, „ich natürlich, wer denn sonst? Siehst Du hier vielleicht sonst noch wen?“

Eigentlich hatte diese Piepsestimme recht, er sah tatsächlich sonst niemanden. Aber halt, eigentlich sah er auch die Stimme nicht. So ein Blödsinn, dachte er, das ist alles nur Einbildung und sagte laut: „Ich sehe überhaupt niemanden, und damit basta.“

„Hm“, sprach die Stimme nachdenklich, „wenn Du überhaupt niemanden siehst, dann bist Du vielleicht gar nicht hier. Hm, aber dann würde ich Dich ja auch nicht sehen - aber ich sehe Dich, ich sehe Dich!“

Luis fand dieses Gespräch nicht besonders komisch. Du nicht da, ich nicht da, wir nicht da; das war ihm zu blöd. Aber immerhin war da wer, der ihm verraten hatte, dass der mittlere Weg der Beste war.

„Stimmt nicht“, protestierte die Piepsestimme, „ich habe gesagt, dass ich den mittleren Weg nehmen würde, weiter nichts.“

„Und warum würdest Du ihn nehmen?“, fragte Luis schnippisch, wobei er sich Mühe gab höflich zu klingen, damit diese dämliche Stimme ihm endlich sagen würde, was sie wusste.

„Das weiß ich auch nicht“, tönte es. Die Stimme war jetzt übrigens nicht mehr so piepsig wie am Anfang. Und außerdem wuchs direkt vor Luis ein Blatt empor, das es geschickt beherrschte auf dem Stiel zu balancieren.

Sowas gibt es doch nicht, dachte Luis, ein Blatt, das auf dem Stiel steht und freche Antworten gibt.

„Natürlich gibt es so was“, schimpfte das Blatt mit dumpfer Stimme, „nur weil Du es noch nie gesehen hast, gibt es das nicht? Ich muss schon sagen - eine empörende Einstellung. Stell Dir vor - “. Die Hüpfblume, das Blatt war nämlich tatsächlich und wahrhaftig eine echte Hüpfblume, war ganz außer Atem, so wütend war sie auf Luis. Sie redete und redete und redete und regte sich auf, wie ... na, wie ... wie, eben wie eine Hüpfblume. „Stell Dir vor, Dich gäbe es nicht, nur weil ich Dich nicht kenne.“

Die Überlegung wollte Luis überhaupt nicht gefallen. Dieses garstige Blatt wagte es doch glatt zu behaupten, dass es Luis gar nicht gäbe. Wo sollte er denn um Himmels willen sein, wenn nicht mitten auf dieser komischen Kreuzung, wo ihn der Scheibentropfen abgesetzt hatte.

Luis wurde die Unterhaltung langsam zu doof. „So“, sagte er siegessicher, „ich gehe jetzt und damit basta.“

„Ach nee, Du gehst jetzt. Und wohin gehst Du? Und außerdem, Du hast Dich ja noch nicht einmal vorgestellt. Ich bin eine Hüpfblume, aber wer oder was bist Du?“

Luis guckte diese Hüpfblume verächtlich an: „Ich bin natürlich Luis, dass weiß doch jeder.“

„Luis?“ Die Hüpfblume überlegte. Sie überlegte lange, sehr lange (beinahe viel zu lange für einen fünfjährigen Jungen, der ungeduldig gespannt ist,

endlich ein Abenteuer zu erleben) bis sie sich endlich aufplusterte und fragte: „Wer oder was ist ein Luis? Sitzt ein Luis auf Bäumen? Kann ein Luis fliegen? Habt Ihr Luisse einen König? Oder hast Du Dir das mit dem Luis gerade ausgedacht, häh?“

„Wie meinst Du das mit den Luissen? Ob die auf Bäumen sitzen oder fliegen können, so ein Blödsinn. Ich heiße Luis. Das ist doch mein Name.“ Ob Luisse fliegen können, wiederholte er leise in einem über alle Maßen verächtlichen Ton.

„Du hast einen Namen?“ fragte die Hüpfblume verdutzt. „Ich habe auch einmal einen Namen gehabt, aber das ist schon so lange her, - ich glaube, dass ich ihn vergessen habe.“ Mit diesen Worten begann die Hüpfblume wieder zu schrumpfen.

„Halt, warte“, rief Luis unsicher. Er wollte sie doch noch fragen, warum sie den mittleren Weg nehmen würde.

„Sei doch nicht traurig, nur weil Du keinen Namen hast“, versuchte er sie zu trösten, aber das ihm half auch nicht mehr. Die Hüpfblume schrumpfte und schrumpfte und im Nu war sie verschwunden.

Er dachte, dass die Hüpfblume bestimmt einen Grund dafür gehabt hatte, den mittleren Weg zu nehmen. Unschlüssig sah er sich nach den anderen Wegen um. Doch er war echt nicht schlecht erstaunt, als er feststellte, dass sie nicht mehr da waren. Sie waren verschwunden wie die Hüpfblume. Einfach weg. Auch der Hügel, von dem aus er sich das Land ansehen wollte, war verschwunden.

Macht auch nichts, dachte er, dann bleibt ja ohnehin nur der eine Weg übrig, und ging los.

Besonders schön fand Luis den Weg nicht. Auf der rechten Seite stand ein Baum, der mindestens zehntausend Meter breit war. Wenn er nicht Blätter und runde, bunte Früchte gehabt hätte, wäre Luis sicher gewesen, dass es sich dabei nicht um einen Baum, sondern vielmehr um einen ganz gewöhnlichen Bretterzaun handelte.

Auf der linken Seite - Luis war sehr stolz, dass er rechts und links schon unterscheiden konnte - lag ein Feld, auf dem Fliegedrachen wuchsen. Er hatte bisher immer gedacht, dass Fliegedrachen für die Kinder auf Bäumen wachsen, aber nach dem Erlebnis mit der Hüpfblume erschien ihm ein Drachenwachsfield wie die normalste Sache der Welt. So ging Luis an dem Feld auf der einen und dem Zaunbaum auf der anderen Seite entlang und entlang und entlang ...

Er war jetzt schon mindestens eine halbe Stunde unterwegs, ohne auch nur einen Zentimeter voranzukommen. Es kam ihm vor, als ob er die ganze Zeit auf der Stelle getreten sei. Jedenfalls sahen der Baum auf der rechten Seite und das Drachenfeld auf der linken noch genauso aus wie am Anfang des Weges. Und der Weg sah immer noch so aus, als ob er ganz schnell ganz schmal werden würde um dann einfach aufzuhören.

So hat das Weiterlaufen keinen Sinn, dachte Luis. Er blieb stehen und sah sich den merkwürdigen Baum genauer an. Auf den ersten Blick sah er

wirklich aus wie ein gewöhnlicher Bretterzaun, wenn nicht dieses komische Laub ...

Doch als Luis ganz nah heranging, entdeckte er eine kleine Tür. Wo die wohl hinführt? überlegte er. Ich werde einfach einmal hindurch gehen.

Die Tür war nur angelehnt, so dass es für ihn ein leichtes war sie zu öffnen. Luis sah unschlüssig hindurch. Er sah einmal hin, sah ein zweites Mal hin und ein drittes Mal. Luis traute seinen Augen nicht, so etwas komisches hatte er noch nie in seinem Leben gesehen:

Vor ihm lag eine Wiese und auf dieser Wiese tummelten sich doch tatsächlich drei Kürbisse, jeder von ihnen etwa so groß wie Luis selbst. Das wäre ja noch nicht komisch gewesen, wenn die drei nicht eine Unmenge Arme gehabt hätten, die derart in einander verknötet waren, dass sie sich kaum noch rühren konnten und darüber hinaus ein unheimliches Gezeter veranstalteten (Luis schätzte übrigens, dass jeder mindestens Einhundertsiebtundreiig Arme haben musste). Die Kürbisse zappelten und zogen so sehr, dass sie sich dadurch nur noch mehr verhedderten.

Luis überlegte nicht lange. Er trat zu ihnen, um sie auseinander zu knoten. Sofort verstummten die drei, schauten sich an und begannen ganz schauerlich zu weinen.

„Warum weint Ihr denn?“, wollte Luis wissen; denn er verstand überhaupt nicht, dass sie nicht glücklich waren, jetzt auseinandergeknotet zu werden.

„Weil“, erwiderte der eine Kürbis, es war ein roter und der Größte von den dreien, „wir sitzen hier schon so lange und noch niemand, der vorbeikam, hat uns geholfen. Im Traumland gibt es so etwas wie Hilfe nämlich gar nicht.“

„Wieso gibt es bei Euch keine Hilfe? Muss man sich nicht gegenseitig helfen?“

„Früher haben wir uns gegenseitig geholfen, solange bis die Menschen ins Traumland kamen klappte das auch prima - doch dann begannen einzelne von uns nur noch den Menschen zu helfen; und auch davon nur einigen. Es entbrannte ein großer Streit, der damit endete, dass wir beschlossen keine Hilfe mehr zu leisten. Das ganze Traumland wäre in zwei Gruppen zerfallen, wenn wir uns damals nicht einig gewesen wären.“

Luis sah die Kürbisse verständnislos an. So einen Blödsinn hatte er noch nie gehört und außerdem hatte er gedacht, dass das Traumland für die Menschen - eben für ihre Träume - da sei.

„Wißt Ihr“, sagte er endlich, „mir ist es egal, ob Ihr Euch entschlossen habt Hilfe abzulehnen oder nicht. Ich knote Euch jetzt auseinander, basta.“ (Basta war übrigens das Lieblingswort von Luis. Er hatte es vom Vater abgeguckt, auch wenn der das immer bestritt und jedesmal schimpfte, wenn Luis „Basta“ sagte).

Luis entwirrte die unzähligen Arme mit großer Geschicklichkeit, so dass nach kurzer Zeit schon der erste Kürbis frei war. Und auch mit den anderen ging das sehr gut, nur ein Knoten war so fest gezogen, dass ihm der

Kürbis, der schon frei war dabei helfen musste - und dass war ungeheuer schwierig. Er hätte sich beinahe selbst wieder in dem Knäuel verfangen.

„So“, sagte Luis stolz, nachdem er sie alle befreit hatte, „jetzt paßt aber auf, dass Euch das nicht noch mal passiert.“

„Bestimmt nicht“, erwiderte der rote Kürbis. Er hatte sich schon ganz gut erholt. „Ich heiße übrigens Pivox und gehöre zur Familie der Hohlkörper. Die Menschen nennen uns Kürbisse, aber das ist falsch. Bei Euch mag es solche Kürbisse geben, aber ... - warum bist Du eigentlich hier?“

Luis hatte sich diese Frage bisher selber noch nicht gestellt. Er war einfach auf den Regentropfen gestiegen und hierher gekommen, vielleicht nur, weil er lange Weile gehabt hatte. Aber da war noch etwas anderes. Luis überlegte, was es war. Ihm wurde klar, dass es einen Grund gab. Was war es nur?

Er zuckte mit den Schultern: „Ich weiß es nicht.“

„Aber Du musst doch wissen, was Du hier willst. Nur selten kommen Menschen zu uns. Alle haben sie einen Grund dafür. Und Du, Du sagst, dass Du es nicht weißt? Das verstehe ich nicht.“

Während sich Luis mit Pivox unterhielt, waren die anderen Hohlkörper gegangen. Pivox hatte Luis lange angesehen: ein kleiner blasser Blondschoopf, mit einem geringelten Schlafanzug, ohne Schuhe und Strümpfe. Und dieser kleine Junge hatte ihm geholfen; obgleich - irgendwie hatte Pivox den Eindruck, dass eigentlich dem Jungen geholfen

werden müsste. Niemand hätte Luis ins Traumland gelassen, wenn es dafür nicht einen triftigen Grund gäbe, auch das wusste Pivox. Er kannte sich in solchen Dingen nämlich sehr gut aus.

„Ich werde Dich auf Deiner Suche begleiten“, sagte er kurz entschlossen.
„Aber zuerst musst Du mir sagen, wie Du heißt. Wir sind jetzt nämlich Partner.“

„Ich heiße Luis.“

„Luis?“, überlegte Pivox, „hm, irgendwer hat den Namen schon einmal erwähnt, wenn ich nur wüsste - . Sag mal, Luis, hast Du schon was vom Garten der Fragen gehört?“

„Garten der Fragen? Was ist denn das?“

„Das ist ein Garten, in dem es viele, viele, viele Fragen gibt. Die wachsen dort. wie in anderen Gärten Blumen und Bäume wachsen.“

„Und wozu wachsen die da?“

„Die wachsen, weil sie von den Menschen in ihren Träumen gestellt werden. Mit den meisten Fragen können wir nichts anfangen, weil es keine wirklichen Fragen sind. Aber manche Fragen sind dabei, die ... Ach, komm mit, wir sehen sie uns einfach an. Mit etwas Glück finden wir Deine Frage heraus, einverstanden?“

Pivox nahm Luis an einer von seinen unzähligen Händen und führte ihn über die Lichtung zu einem großen, aber hellen Wald.

Während Luis noch damit beschäftigt war, sich über das Geschehen der letzten Stunden klar zu werden, zog Pivox ihn, in einem Redeschwall ununterbrochen erzählend, hinter sich her. Erst als Pivox merkte, dass Luis gar nicht so recht auf ihn achtete, blieb er kurz stehen, sah den Jungen mit ernster Miene an, überlegte und fragte ihn schließlich, ob er ihm überhaupt zugehört hatte. Luis schüttelte den Kopf, aber er versprach Pivox, in Zukunft auf ihn zu hören. So erzählte Pivox vom Traumland, von dessen Bewohnern, die in ihrer Art weitaus vielfältiger waren als Menschen, Tiere und Pflanzen auf der Erde, und dem Phantasiewald, der vor ihnen lag.

„Dies ist ein besonderer Wald“, erklärte Pivox, „hier wachsen nur Phantasiebäume; das sind Bäume, die so aussehen, wie sie sich jeder einzelne gerade vorstellt. Sie sehen daher natürlich für jeden ganz verschieden aus.“

Als sie dort angekommen waren, fragte er Luis, welche Art von Bäumen er denn sähe.

Luis sah sich den Wald an. Bei Wanderungen mit dem Vater hatte er gelernt, Birken, Buchen und Eichen zu unterscheiden. Aber dieser Wald bestand weder aus Birken, noch aus Buchen oder Eichen oder Nadelbäumen.

„Es sind Hausbäume“, versicherte er schließlich. „In den Stämmen sind Türen und Fenster. Das rote Laub wächst spitz zu wie ein Dach. Und oben ragen schwarze Schornsteine hervor.“

„Für mich sind es Kugelbäume. Wie schillernder Weihnachtsschmuck sehen sie aus - bunt bemalt und manchmal ganz schlicht.“ Pivox grinste Luis an:

„Ist das nicht toll, jeder sieht das, was er sehen möchte. Und das tollste ist, die Bäume sind tatsächlich das, für was man sie hält. Geh doch einfach mal zu einem dieser Bäume. An Häusern gibt es Klingeln, also haben auch Deine Hausbäume eine Klingel.“

Luis guckte Pivox ungläubig an. Er stellte sich vor eine Haus-Baum-Tür und klingelte - es passierte nichts.

„Du hast mich belogen“, rief er empört.

„Wer hat hier gelogen?“, antwortete eine Stimme aus dem Baum.

Luis sah an dem Haus-Baum-Stamm nach oben. In der Tat saß dort oben eine Gestalt am Fenster.

„Du bist sicher Luis, stimmt's?“, fuhr das Wesen fort.

Luis konnte nicht antworten. Er hatte einen fünf Zentner schweren Klos im Hals. Vor Schreck trat er einen Schritt zurück und fiel auf den Hintern. Ungläubig sah Luis zu dem Wesen am Fenster hinauf. Dieses seltsame

Pelzbehaarte Tier erinnerte ihn an seinen Hamster; ohne Zweifel, es war ein Hamster.

„Sehr geehrter Herr“, entschuldigte sich Luis für seinen Klingelstreich (er fand diese Anrede für einen Hamster zwar viel zu hoch gegriffen, aber ihm fiel nun mal nichts besseres ein und so sagte er eben: "Sehr geehrter Herr“).

„Verzeihen Sie, dass ich so unverschämt war Sie zu stören. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass jeder in diesem Wald das sieht, was er sehen möchte.“

Er sah blinzelnd zu dem Hamster oder was immer für ein Wesen das sein mochte und war unheimlich erleichtert, als dieser über das ganze Gesicht grinste.

„Mein Kind“, sprach er mit feierlicher Stimme, „in dieser Welt gibt es all das, was Du in Deiner Welt für unwichtig und überflüssig hältst, all das, was Dir unmöglich erscheint, weil Du nicht daran glaubst. Vertraue auf das Unglaubliche und Du wirst wirklich sehen: es ist wahr. Wenn Du heraufkommen würdest, könnte ich Dir noch vieles erzählen. Aber ich sehe Du bist in Begleitung, dann hast Du sicher etwas furchtbar Wichtiges vor. Ich will Euch nicht davon abhalten, wenn Du mir versprichst, dass Du mich irgendwann einmal besuchen wirst.“ Der Hamster verabschiedete sich und Schloss das Fenster.

„Siehst Du, ich habe Dich nicht angelogen“, sagte Pivox mit ernster Stimme.

„Wir müssen weiter, lass uns gehen“.

Pivox verzichtete darauf, Luis eine Moralpredigt zu halten. Er lächelte ihn an, nahm ihn an einer seiner unzähligen Hände und erinnerte ihn daran, dass Luis in den Garten der Fragen wollte. Und das wollte Luis wirklich. Er zerbrach sich nämlich immer noch den Kopf darüber, was er im Traumland denn so Wichtiges suchte.

Hinter dem Wald stand ein kleines Haus. Pivox schlug vor, dort zu rasten. Er erklärte Luis, dass es im Traumland nicht Tag oder Nacht gäbe, doch die Menschen seien Tag und Nacht gewöhnt und müssten sich daher ab und zu ein wenig ausruhen.

Lange bevor die Menschen angefangen hatten zu träumen, gab es das Traumland. Es gab damals Könige und Kaiser die regierten und Untertanen, die gehorchten. Irgendwann hatten die Kaiser und Könige keine Lust mehr zu regieren und so verkündeten sie, dass jeder ab sofort die gleichen Rechte haben sollte und keiner mehr befehlen würde. Alle waren begeistert - alle? Nein. Da war nämlich die Zeit, die ja allen befahl, wann Tag und Nacht zu sein hatte.

Also musste sie sich aus dem Traumland zurückziehen. Es war zwar jeder traurig darüber, aber ändern ließ es sich nicht - die Zeit musste weg. Seitdem gibt es hier keine Zeit mehr, weder Tag noch Nacht, weder Sommer noch Winter. Da Du aber die Zeit gewöhnt bist, musst Du Dich ab und zu ausruhen.

Luis hatte dazu zwar keine Lust, aber er fand die Familie in dem Haus am Waldrand sehr nett und daher störte es ihn nicht weiter, hier zu rasten. Die kleinen Wesen, bei denen sie einkehrten, gaben ihm zu essen und trinken, was er wollte. Niemand schimpfte mit ihm, weil er nur Süßes aß, keiner empörte sich darüber, dass er Cola trank. Er bekam alles, worauf er Appetit hatte.

Luis fand die Familie niedlich. Leise fragte er Pivox, was für Wesen diese kleinen Knirpse eigentlich seien. Er hätte sie auch selber gefragt, aber er wollte sie nicht beleidigen.

„Es sind Biedies“, antwortete Pivox, „wenn Du mehr über sie wissen willst, dann frag sie doch einfach selber. Es sind ganz liebe Wesen, die keinem etwas übel nehmen.“

Luis zögerte nicht. Er setzte sich neben ein Biedie und begann mit ihm zu reden. Er fragte es nach seiner Lieblingsspeise, danach, warum es ausgerechnet am Waldrand wohnte; und auch über das Traumland fragte er viel. Luis hatte sich übrigens bemüht nicht nach der Herkunft und nach dem, was das Biedie den ganzen lieben langen Tag so machte, zu fragen; die Warnung des Scheibenregentropfens hatte er nicht vergessen. Pivox hoffte indes, dass Luis während seiner Fragerei endlich der Grund für seine Reise einfallen würde. Und er wusste: irgendwer hatte Luis Namen schon einmal erwähnt.

Nachdem das Biedie alle Fragen beantwortet hatte, konnte es sich Pivox nicht mehr verkneifen zu fragen, ob es den Namen Luis nicht auch schon einmal gehört hatte.

„Pivox“, sagte es (beide kannten sich recht gut), „Du hast Recht. Irgendwer hat schon von Luis erzählt, wenn ich nur wüsste - ...“

Das Biedie schlug vor, in den Wald zurück zu gehen. Luis würde dort all das sehen können, was ihn in seiner Phantasie bewegte. „Im Wald waren wir schon. Luis hat dort nur Häuser gesehen und sich mit einem Hamster unterhalten. Wahrscheinlich hat er einen Hamster zu Hause.“ Der Wald hatte den kleinen Luis seinem Ziel nicht näher gebracht.

Während sich beide unterhielten, hatte Luis an seinen Vater gedacht. Wenn er nach Hause käme und Luis war nicht da? Er würde sich große Sorgen machen. Ich muss nach Hause, dachte Luis, er sucht bestimmt schon nach mir.

„Luis!“ Pivox rief ihn schon das dritte Mal, „wir müssen weiter, komm jetzt.“ Beide verabschiedeten sich knapp aber höflich von der ebenfalls sehr höflichen Biedie-Familie und bedankten sich für die Gastfreundschaft, für das tolle Essen und die Getränke. Dann marschierten sie los.

Sie waren eine ganze Weile gegangen, immerhin schon so weit, dass sie das Haus der Biedies nicht mehr sehen konnten, als am Himmel ein mächtiger weißer Vogel auftauchte. Er flog direkt auf sie zu, drehte zwei Kreise und stieß dann genau vor ihnen herab.

„Pivox“, krächzte der Vogel - er war völlig aus der Puste, „Du musst unbedingt mit zu der Versammlung kommen. Sie warten schon alle auf Dich.“

Pivox hatte die Versammlung ganz vergessen. Und überhaupt war es zum Problem geworden Versammlungen zu machen, weil es ja offiziell keine Zeit mehr gab, die sagte, wann diese Versammlungen anfangen sollten.

Die Traumländler konnten sich glücklich schätzen, dass sich die Zeit bereit erklärt hatte, bei wichtigen Anlässen dabei zu sein. Man war auch schon am überlegen, ob man sie nicht zu den Versammlungen einladen sollte; denn die Zeit war sehr klug.

„Luis“, sagte Pivox mit ernster Stimme, „ich fliege mit dem Vogel zu einem Treffen. Es geht dabei um die Träume der Kinder, auch um Deine Träume. Die Abländler haben Schwierigkeiten, weil zu viele Kinder aus Abland träumen. Die Liebländler dagegen sind traurig, dass sich kein Kind mehr wirklich für sie interessiert. In dieser Versammlung wollen wir nun überlegen, ob Abland vergrößert werden muss oder ob es eine Möglichkeit gibt, die Kinder mehr aus Liebland träumen zu lassen.“

Zu dem Vogel gewandt, der übrigens ein Albatross war, sagte er weiter: „Es wäre doch ganz sinnvoll, wenn Luis mitkäme. Er könnte uns bei unserem Problem vielleicht weiterhelfen.“

„Stimmt“, krächzte der Albatross-Vogel. Er gab nur zu bedenken, dass eine Versammlung von Traumländlern für den kleinen Luis vielleicht zu langweilig sei. Er wiegte den großen Kopf mit dem langen Schnabel hin und her und hin und her und hin, bis er endlich bewegungslos vor Luis verharrte. Er sah in die treuen blauen Augen des Kleinen mit dem Ringelschlafanzug. Er liebte Kinder. Dann zwinkerte er ihm zu: „Dich

haben wir ja überhaupt noch nicht gefragt, willst Du denn zu der Versammlung mitkommen?“

Luis sah den Vogel an. Er hatte noch nie einen Albatross gesehen, außer einmal in einem Zeichentrickfilm. Er lief um den Vogel herum, zupfte an den langen weichen Federn, streichelte ihn am Hals und fragte dann: „Nimmst Du mich mit? Ich möchte so gerne auf Deinem Rücken durch die Lüfte segeln. Bitte nimm mich mit, bitte!“

Luis schmiegte sich bei diesen Worten an die weichen, weißen Federn des Vogels. „Bitte, bitte nimm mich mit“, wiederholte er leise.

Der Vogel war so gerührt, dass er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

„Schluss jetzt“, sagte Pivox energisch. Er sagte das beinahe in einem Tonfall, als sei er auf den fetten weißen Vogel eifersüchtig. „Wenn wir zu der Versammlung wollen, dann müssen wir uns beeilen. Luis kommst Du nun mit, oder nicht?“

„Kommst du nun mit oder nicht?“ wiederholte Luis, wie ein Papagei. „Natürlich komme ich mit.“ Mit gerunzelter Stirn und einer recht altklugen Stimme fuhr er fort: „Habt Ihr etwa gedacht, ich lasse Euch da alleine hin?“, und ehe sich's die beiden noch überlegen konnten, war Luis auf den Rücken des Albatross geklettert. Er hielt sich im Nacken des Vogels fest und wartete gespannt auf den Abflug.

„So schnell geht das aber nicht“ schimpfte Pivox. „Würden die Herrschaften mir vielleicht mal beim Aufsteigen helfen?“

Tja, da halfen auch die unzähligen Arme nicht. Was so ein echter Kürbiskugelbauchkopf ist, der hat es nicht so mit dem Aufsteigen auf Pferde oder Albatrosse oder auf was auch immer. Pivox kam einfach nicht hinauf. Luis, der sich schon in den Lüften schwebend gesehen hatte, musste noch einmal von seinem hohen Roß herunter um Pivox zu helfen. Beim ersten Versuch wurde Pivox ihm zu schwer und er ließ ihn - pardautz - wieder fallen. Pivox zeterte und schimpfte, aber verletzt hatte er sich nicht. Beim zweiten Versuch stieß Luis ihn so schnell nach oben, dass Pivox auf der anderen Seite wieder herunterkullerte.

Der Albatross sagte keinen Ton. Er schien die Prozedur bereits zu kennen. Und beim dritten Mal blieb Pivox dann auch endlich oben.

Luis kletterte zurück auf seinen Pilotensitz und los ging es. Der Albatross hob seine Schwingen, pumpte zweimal Luft in die Lungen, rannte los und begann auch gleich über dem Boden zu schweben. Pivox flüsterte leise - so dass es der Vogel nicht hören konnte - „Es ist erstaunlich, sonst braucht er immer mehrere Anläufe, wenn er startet. Du musst ihm tatsächlich mächtig imponieren. Aber warte nur“, argwöhnte er, „wenn er landet, fällt er garantiert auf seinen krummen Schnabel.“

„Er hat keinen krummen Schnabel“, protestierte Luis; er hatte den Vogel nämlich sehr lieb gewonnen.

„Was erzählst Du dem Kind denn für Lügengeschichten“, protestierte auch der Albatross, womit er natürlich prompt aus dem Gleichgewicht kam und sich beinahe überschlagen hätte, mit samt seinem beiden Passagieren.

„Nichts“, raunte Pivox, der sichtlich Angst hatte herunterzufallen - denn er wusste aus sicherer Quelle, dass Hohlkörper keine guten Flieger sind - „pass Du lieber auf, dass wir nicht abstürzen. Wenn dem Kind was passiert, entziehe ich Dir höchst persönlich die Lizenz.“

Was für eine Lizenz, überlegte sich der Albatross, ich habe keine Ahnung wovon der redet. Wahrscheinlich macht das die Höhenluft. Und auch Pivox war sich nicht sicher, ob es überhaupt Lizenzen gab, oder ob er diesen Blödsinn bei den Menschen aufgeschnappt hatte. Nur für Luis war eine Lizenz eine klare Sache. So etwas brauchte man zum Autofahren, zum Fahrradfahren und bestimmt auch, wenn man in die Schule gehen wollte. Oh ja, das wollte er ja im nächsten Jahr.

Der Flug ging über Berge, Täler, Seen und riesige Regenbogenfelder (Luis nannte sie jedenfalls so, weil sie die Farben hatten wie ein Regenbogen).

Eine Zeitlang flogen sie über einem Fluss entlang. Pivox erklärte Luis, dass es sich um die Aber handelte. Sie war der dümmste Fluß des Landes, weil sie sich nie entscheiden konnte, bergauf oder bergab zu fließen. Im Moment machte sie gerade mal wieder eine Pause. Sie floss nämlich überhaupt nicht.

Endlich begriff Luis, was die Leute unter einem „Flussbett“ verstanden. Nur, dass er selbst eben bisher noch keinen so faulen Fluß wie die Aber kennen gelernt hatte.

Luis fragte Pivox, ob er Berge kennen würde, die wandern. Der Regentropfen hatte ihm davon erzählt, aber gesehen hatte er bislang noch keinen und so recht glauben mochte er das auch nicht. Pivox schüttelte den runden Kürbiskugelbauchkopf. Und er wäre beinahe dabei heruntergefallen. Von wandernden Bergen hatte er noch nie etwas gehört. Aber er konnte sich sehr gut vorstellen, dass diese Berge keinen Regen mochten, genau wie er, und dass sie vor dem Regen flüchteten. Dann hatte der Regentropfen sicherlich recht. Und dann wären Regentropfen auch die Einzigen, die das Wandern von Berge jemals hätten beobachten können.

„Siehst Du das Schloss da unten?“, krächzte der Albatross plötzlich. Luis sah weit unten in einem kunterbunten Tal etwas glänzen. Dass es sich dabei um ein Schloss handelte, konnte er allerdings noch nicht erkennen. Das Glitzern der blanken Zinnen blendete ihn so sehr, dass er vielmehr vermutet hätte, da unten läge eine Sonne zum Mittagsschlaf.

„Es ist das Schloss der Sommernachtsfee. Aber die hat schon lange nichts mehr zu tun. Aus den Märchenbüchern der Kinder ist sie schon seit langem verschwunden und deshalb träumen die Kinder auch nicht mehr von ihr. Das ist schade; dabei ist sie sooo lieb:“

Sommernachtsfee?, dachte Luis, vielleicht ist meine Mutter ja bei ihr zu Besuch. Aber bevor er noch weiter darüber nachdenken konnte, war das Schloss weit hinter ihnen geblieben. Statt dessen lag jetzt eine große, grüne

Wiese unter ihnen. Schon auf den ersten flüchtigen Blick war diese Wiese vollkommen anders als alles, was Luis bisher an Wiesen und Auen gesehen. Na ja, er war sicher nicht der Fachmann in Sachen Grünzeug, aber das stimmte bestimmt etwas nicht. Luis bat den Albatross tiefer zu fliegen. Er schaute sich die Wiese genauer an. In gleichmäßigen Wellen bewegte sie sich auf und ab.

„Pivox, Pivox“, schrie Luis. Er hatte Angst bekommen. Er wusste selber nicht, warum. Er fürchtete sich vor dieser Wiese. „Pivox, was ist das?“

Pivox sah den Jungen an. Er zweifelte einen Augenblick, erzählte dann aber doch, was es mit der Wiese auf sich hatte: „Es ist keine Wiese“, begann er traurig, „das da unten ist ein neuer Teil des Albraumlandes. Niemand weiß, wie es entstehen konnte. Eines Tages war es da und seitdem bereitet es uns große Schwierigkeiten, breitet sich weiter und weiter und weiter aus, nimmt keine Rücksicht auf die anderen Bewohner des Landes und, was das Schlimmste daran ist, jeden Tag träumen mehr Kinder darin.“

„Ja, aber warum jagt Ihr es nicht einfach wieder weg, wenn es so böse ist?“

Luis hatte wirklich Angst vor diesem ... diesem dunklen Etwas. „Flieg höher, flieg schneller“, rief er dem Albatross zu, der schon nicht mehr konnte, so sehr war er aus der Puste. Die beiden Passagiere auf seinem Rücken waren doch ein ordentliches Stück schwerer als er gedacht hatte.

„Wir können es nicht einfach wegjagen“, fuhr Pivox fort. Seine Stimme war ganz leise, ganz, ganz traurig.

„Die Kinder bestimmen selbst ihre Träume, nicht wir. Und die Kinder wollen eben dieses Böse, dieses Schlimme sehen. Sie wollen Helden sein, wollen schlagen, töten und gemein sein. Früher war das alles anders. Da hatten die Feen alle Hände voll zu tun. Aber heute glaubt kein Kind mehr an eine gute Fee oder den Weihnachtsmann. Nicht einmal der Rübezahl kann ihnen imponieren und der ist doch schon ein Grollbold oder nicht? Und über den bösen Wolf aus den Märchen, da lachen die Kinder nur.“

„Aber Pivox, Du weißt doch sonst soviel. Du musst doch irgend etwas dagegen machen können. Du kannst doch nicht zulassen, dass die Kinder so böse träumen, dass sie sich hin und her wälzen im Schlaf, dass sie schweißgebadet aufwachen, voller Angst, schreiend, weinend. Pivox, das kannst Du nicht, das darfst Du doch nicht zulassen.“

„Doch“, flüsterte Pivox mit trauriger, heiserer Stimme, „ich kann es nicht verhindern. Eure Eltern könnten es, aber die wissen entweder gar nichts davon oder sie wollen es nicht wissen.“ Pivox winkte ab. Er wollte nicht mehr darüber reden und das merkte Luis sehrwohl; denn Pivox sah so aus, wie sein Vater, wenn er von der Mutter erzählte. Luis kuschelte sich an den Kürbiskugelbauchkopf so gut es eben ging, da der ja hinter ihm saß. Er streichelte vorsichtig den Hohlkörper-Bauch-Kopf und meinte, dass schon alles wieder besser werden würde.

Die beiden waren so in ihre Traurigkeit vertieft, dass sie nicht bemerkten, wie der Albatross landete. Er hatte das Gespräch mitgehört und gab sich mit der Landung deshalb ganz besonders viel Mühe. Weich wie in einem

Wattebüschel setzte er auf den Boden auf, ausnahmsweise sogar ohne auf seinen zugegeben, krummen Schnabel zu fallen.

Mit tosendem Applaus wurden die drei empfangen.

„Der Applaus gilt Dir“, meinte der Albatross ganz stolz zu Luis. Er hatte nämlich schon auf dem Flug zur Versammlung einem Kollegen mitgeteilt, dass Luis auch mitkäme. Und der hatte es im ganzen Land verbreitet. Es war schließlich etwas besonderes, ein richtiges echtes Menschenkind bei einem so bedeutenden Treffen begrüßen zu können.

Die Versammlung konnte nun beginnen. Erster Redner war Pivox. Er stieg auf ein Podest, das heißt, er wurde darauf gehoben, weil er es allein nicht schaffte hinauf zu kommen.

„Meine lieben Freunde“, begann er feierlich, „wir sind heute hier versammelt, um über die Träume der Kinder zu reden. Wie Ihr alle wisst“, dabei sah er ernst in die Menge, „träumen die Kinder in zunehmendem Maße aus Albland. Gerade erst sind wir über dieses furchterregende grüne Etwas hinweggeflogen, das sich immer mehr ausdehnt. Wir wissen nur, dass es den Träumen der Kinder entspringt. Was es ist, das wissen wir nicht - und, ehrlich gesagt, eigentlich möchten wir es auch gar nicht so unbedingt wissen.“

Die Teilnehmer murmelten wild durcheinander. „Ich bitte um Ruhe“, piepste eine Hüpfblume. Sie war offenbar der Leiter der Versammlung. „Ich bitte um Ruhe“, dabei blies sie sich so sehr auf, dass sie mindestens

viermal so groß war wie Luis. Er befürchtete, dass sie bestimmt gleich platzen würde, wenn sie so weiter machte.

„Ich bitte um Ruhe“, empörte sie sich erneut. Ihre Stimme war jetzt nicht mehr so piepsig. Langsam wurde das Gemurmel leiser und nach einer Weile war es dann tatsächlich wieder still.

„Also“, fuhr Pivox fort, „wenn Ihr Euch wieder beruhigt habt, dann können wir jetzt vielleicht weitermachen. Ich erwähnte bereits, dass wir das Etwas selbst gesehen haben. Es ist so schrecklich, dass Luis schon beim Hinuntersehen Angst bekam.“

Während Pivox seine Rede hielt, flüsterte Luis dem Albatross ins Ohr, dass er dieses Treffen reichlich komisch fand. Der Albatross nickte Luis zu und meinte dann völlig unvermittelt: „Sag doch Alba zur mir. Niemand sagt Alba, dabei finde ich den Namen so schön.“

Er hatte das wohl etwas zu laut gesagt; denn sofort wurde er von dieser fetten, aufgeblasenen Hüpfblume zur Ruhe gebeten. „Entweder Du hörst zu, Du komischer Vogel, oder Du verläßt unverzüglich die Versammlung!“

Beides passte Alba nicht. Zuhören wollte er nicht. Er wusste sowieso nicht worum es ging. Die Versammlung verlassen, das konnte er nicht. Er war nämlich viel zu groß und hätte die ganzen winzig kleinen Wesen, die um ihn herumstanden, ganz sicher zertreten. So überlegte er, was wohl am klügsten wäre, wobei das Wort „klug“ für diese Art von Vogel allerdings ein Fremdwort war.

Pivox hatte inzwischen seine Rede beendet. Er erhielt tosenden Beifall.

„Aber den erhält er bei jeder Rede, egal was er sagt“, meinte ein Biedie, das neben Luis stand.

„Nächster Redner ist ...“, die Hüpfblume runzelte die Blattspitze, „Luis“.

Ein „was denn, ich?“ von Luis ging im Beifallssturm kläglich unter. Ehe er sich's versah, hatte ihn ein Greifvogel im Nacken gepackt und aufs Podest gehoben. Luis wusste gar nicht, was er eigentlich sagen sollte. Er wusste nicht einmal so recht, worum es überhaupt ging. Aber versuchen kann ich es ja, dachte er.

„Liebe Freunde -“, begann Luis.

Die Menge tobte. Irgendwer rief: „Rührend, wie der Junge redet!“

Ein anderer meinte: „Wie süß der Kleine da steht. Ist er nicht niedlich?“

Luis nahm einen zweiten Anlauf: „Liebe Freunde, ich bin sehr ...“

Weiter kam er nicht. In diesem Augenblick brach die Tribüne, auf der er stand, zusammen. Die Zuhörer hatten sich so dicht um Luis herumgedrängt, um ihn besser sehen zu können, dass plötzlich alle auf der Tribüne gestanden hatten. Und als sich zu guter letzt auch noch Alba, dieser riesige Vogel, dazugesellen wollte, begann die Tribüne zu schwanken und brach zusammen.

Luis war noch dabei gewesen seine Rede zu überlegen, als der Greifvogel, der gesehen hatte, wie die Tribüne zu wackeln begann, ihn im Nacken packte. Luis hing in der Luft und schaute sich das Spektakel von oben an. Er war so verwundert, dass er gar nicht bemerkte, wie er in der Luft hing. Unter ihm war ein heilloses Durcheinander. Alles fluchte und zeterte. Die Größeren lagen auf den Kleineren und mussten aufpassen, niemanden zu zerquetschen. Das Stoffdach der Tribüne stürzte herunter und verdeckte einen Teil der Menge. Der Greifvogel fand das alles so amüsant, dass er anfang zu lachen, wobei er selbstverständlich den Schnabel öffnete und Luis beinahe verloren hätte.

Endlich hatten Pivox und ein paar Hüpfblumen begonnen das Chaos zu beseitigen. Die Hüpfblumen hatten sich unter die Plane gestellt und solange aufgepustet, bis sie hoch genug hing und alle anderen unter ihr vorkriechen konnten. Die Biedies hatten inzwischen eine Versammlungspause beantragt, weil sie als die kleinsten Teilnehmer am stärksten in Mitleidenschaft gezogen waren.

Pivox beschränkte sich darauf, hin- und herzulaufen, hohlkörperkugelbauchkopfschüttelnd, und sich dabei ständig vorzureden: „Wie kann man nur so dämlich sein, wie kann man nur so dämlich sein, wie kann man ...“

Luis fühlte sich in den Krallen des Greifvogels nun auch nicht mehr so wohl. Er bat höflich, ihn wieder herunter zu lassen. Er wollte den Vogel ja nicht beleidigen, aber bequem war das wirklich nicht, mit den Krallen im Nacken.

Nach der Pause sprachen nacheinander eine Fee, ein Geist, der zwar gut zu verstehen, jedoch nicht zu sehen war, ein Riese und der Wolf, dem es nicht gerade leicht fiel, mit den Wackersteinen im Bauch die Tribüne zu betreten. Sie alle beklagten das mangelnde Interesse der Kinder. Der Riese behauptete sogar, die wenigen Kinder, die ihn träumten, hätten sich oft nur verirrt.

Nur die Hexe war noch recht zufrieden mit den Träumern, obgleich auch sie Bedenken hatte, weil sie glaubte, dass die Kinder, die sie träumten, noch zu jung dazu seien.

„So kann das nicht weitergehen“, erklärte Pivox schließlich. Er hatte sich mit Luis besprochen und von ihm gehört, dass die meisten der Kinder, die er kannte, nichts mehr wissen wollten von Riesen, Zauberern, Feen und Hexen. Sie interessierten sich nur für Krimis, Panzer und Schießen.

„Und das lassen die Eltern zu?“, hatte Pivox verständnislos gefragt. Ob sie es zuließen, wusste Luis nicht, dazu kannte er wiederum zu wenig Kinder.

„Wir müssen versuchen den Eltern klarzumachen, dass es nicht so weitergehen kann“, fuhr Pivox fort. „Sind die Kinder denn nicht mehr das Wichtigste, was die Eltern überhaupt haben? Niemand hat das Recht, andere Menschen, vor allem Kinder aus Rücksichts- und Achtlosigkeit zu verstören.“

Pivox hatte sich in Rage geredet. Er war jetzt richtig wütend geworden. Luis hatte ihn bisher noch nie so erlebt, aber er hielt sich zugute, dass er Pivox ja auch erst seit ein paar Stunden kannte.

Von der Menge erhielt Pivox wieder tosenden Beifall (aber den erhielt er ja immer, egal was er sagte).

Der einzige, den das Ganze nicht interessierte, war Alba. Er saß da, auf seine mächtigen Schwingen gestützt und schlief. Ab und zu stieß Luis ihn an, weil er viel zu laut schnarchte. Dabei stellte sich Luis die Frage, wenn im Traumland die Träume für die Menschen sind, was träumen dann eigentlich die Traumländler? Oder konnten die vielleicht gar nicht träumen?

Luis hörte nicht mehr auf das Gerede von Pivox. Ihn bewegte diese Frage viel vielmehr. Er überlegte sich, dass Alba ihm das erklären konnte, falls er jemals wieder aufwachen würde. Oder sollte er ihn doch besser nicht fragen? Alba würde sicher sehr traurig sein, wenn er erführe, dass die Traumländler nichts träumten.

Da fielen Luis die Biedies ein. Pivox hatte doch gesagt, dass sie einem nichts übelnahmen. Dann sind sie auch nicht traurig, wenn sie vielleicht erfahren, dass sie nicht träumen, dachte er.

„Biedie“, flüsterte Luis zu einem rüber, das direkt neben ihm stand. (übrigens: Biedies sind Biedies. Sie haben keine Namen; denn sie fühlen sich als nichts besonderes. Aussehen tun sie etwa wie Erdhörnchen, nur mit dem Unterschied, dass sie immer auf zwei Beinen gehen. Was, Du kennst keine Erdhörnchen? Na dann nicht.).

„Entschuldige, wenn ich Dich beim Zuhören unterbreche, aber ich habe mich gerade gefragt, ob Traumländer auch träumen wie wir.“

Das Biedie grinste Luis an: „Natürlich träumen wir auch. Du musst Dir das so vorstellen: Da gibt es Kinder, die aus dem Traumland träumen. Dies können sie aber nur, weil sie Traumland aus Geschichten kennen. Sie versuchen sich im Traum vorzustellen, wie Traumland aussieht und dadurch kommen sie hierher. Andere träumen von ihrer Umgebung, eben von dem, was sie umgibt, bewegt, bedrückt und so.

Wir träumen vorwiegend aus Traumland, weil Traumland unsere Umgebung ist. Es gibt auch ein paar, zum Beispiel die Regentropfen, die aus Eurer Welt träumen, aber das ist seltener, weil wir glauben, dass Eure Phantasie oft etwas langweiliger ist als unsere.“

Luis nickte, als habe er alles verstanden. Es klang ja auch sehr vernünftig; nur begriff er nicht, warum dann das Böse so wichtig war. Wenn niemand schlecht träumen will und keiner wirklich böse ist, warum gibt es dann das Böse überhaupt? überlegte er.

Ihn bewegte das noch lange nachdem die Versammlung schon zu Ende war. Es musste doch eine Lösung geben, auch wenn man auf der Versammlung nichts erreicht hatte. Luis war sich ganz, ganz, ganz sicher, dass es eine Lösung gab.

Nachdem sich alle in der sich gehörenden Höflichkeit voneinander verabschiedet hatten, flogen Luis, Pivox und Alba in den Garten der Fragen. Vielleicht würden sie dort außer der Frage, die für Luis wichtig

war, noch eine weitere finden, die ihnen half das Geschehene zu verstehen und zu ändern.

Alba befand sich bereits im Landeanflug. Von oben sah der Garten aus, wie ein ganz normaler Obstgarten, der in voller Blüte steht. Nur die Farben der Blumen waren nicht wie die Farben ganz normaler Blumen bei uns gewesen wären. Vielmehr schillerten diese Pflanzen, ungefähr so, wie der Regentropfen, auf dem Luis in das Traumland gekommen war. Je näher sie dem Garten kamen, desto besser konnte Luis die Farbenpracht erkennen, und er beschloss, dass es fantastisch aussah. Und das beruhigte ihn ungemein; denn er hatte keine Ahnung von dem, was ihn dort unten erwarten würde.

Alba setzte zur Landung an. Er hatte ein gemaltes Kreuz entdeckt, auf dem er landen wollte.

„Alba“, schrie Pivox im letzten Moment, „bist Du verrückt? Was machst du denn? Dies ist eine Landebahn für Libellen.“

„Blödsinn“, krächzte der arme Alba atemlos zurück, „glaubst Du, ich wüsste das nicht?“

Luis überlegte. Libellen, das waren doch so ganz kleine Flieger, die ihre Flügel bewegten, wie - .Er kam nicht drauf. Aber, und da musste er Pivox recht geben, der Landeplatz war für einen Riesenvogel wie Alba wirklich viel zu klein. Er war vielleicht gerade so groß, wie eine seiner schönen weißen Federn.

Alba flog einen Kreis, bis er dann endlich eine Landebahn entdeckte, die für seine Ausmaße passend schien. Steil flog er sie an, es war eine Wiese, auf der nur ein einziger alter Baum stand und das ziemlich am Ende. Statt zu bremsen schlug er noch einmal kräftig mit den Schwingen (Pivox erklärte Luis später, dass Alba das fast immer machte; er konnte sich doch einfach nicht merken, dass er beim Landen bremsen musste). Er reckte seinen langen Hals so weit nach unten, dass er mit den Beinen über den am Boden schleifenden Kopf fiel.

Pivox hatte Glück, dass er gleich herunterpurzelte. Luis dagegen hielt sich krampfhaft an Albas Schultern fest. Der Vogel stolperte und kam endlich, vom Baum jäh gestoppt, zum stehen; das heißt, er stand nicht; er lag - alle viere von sich gestreckt - am Boden.

Vorsichtig stieg Luis herunter. Er konnte kaum fassen, dass ihm bei der Aktion nichts passiert war. Misstrauisch prüfte er, ob alles heil geblieben war. Ihm fehlte nichts. Aber der arme Alba lag da und rührte sich nicht mehr. Luis ging um ihn herum, um zu gucken, wie er dem Vogel helfen könne.

„Lass nur“, argwöhnte Pivox, „der kommt schon von selbst auf die Beine. Ich hab's Dir ja gesagt, der landet nie wie ein echter Vogel. Der ist einfach kein echter Vogel. Der ist einfach zu dumm.“

„Wer ist hier zu dumm?“, stöhnte Alba, „niemand ist hier zu dumm und ich schon gar nicht. Und außerdem hätte ich auch kaum das Gleichgewicht verloren, wenn du alte Kürbiskugel nicht heruntergeplumpst wärst, ist das klar!“

Pivox holte erst mal tief Luft, um anschließend mit einem tosenden Redeschwall über den armen Alba herzufallen, als dieser Lärm begann.

Was für ein Lärm? Das wussten die drei auch nicht. Ohrenbetäubender Lärm. Luis sah sich um. Nichts. Nur dieser Lärm. Niemand konnte sagen, ob von oben, unten, vorne oder hinten. Es war auch kein lauter Lärm. Vielmehr klang es etwa, als ob Tausende von kleinen Wesen durcheinander redeten.

„Was ist das?“, rief Luis zu Pivox herüber. Pivox strengte sich mächtig an, diese Frage zu verstehen. Sie kam einfach nicht bei ihm an. Luis rief noch einmal. Diesmal noch lauter, noch kräftiger; doch er musste einsehen, dass es keinen Sinn hatte so zu schreien - er konnte ja sein eigenes Wort nicht mehr verstehen.

Alba, der noch vollkommen benommen war von der Landung, raffte sich langsam wieder auf. Schwerfällig breitete er die Flügel aus, um nachzusehen, wie viele Federn er denn dieses Mal verloren hatte. Glück gehabt! Es waren noch fast alle dran. „Das verstehe ich nicht“, brummelte er vor sich hin, „das verstehe ich einfach nicht.“

Alba brummelte, wie gesagt, ganz, ganz leise vor sich hin. Aber seine Stimme war dröhnend laut zu hören. Und das verstand Alba nun schon mal erst recht nicht. „Was verstehst Du nicht?“ schrie Pivox, aber er kam gegen den Lärm nicht an. Während er schreien musste und doch keinen Erfolg hatte, flüsterte Alba vor sich ihn und ... millionenfach hallte die Stimme wieder.

Auch Luis hatte begonnen sich zu fragen, was das bedeuten konnte. Er murmelte etwas vor sich hin, irgend etwas wie: „Zess, ses, ses!“ und das Echo antwortete „Zess, ses, ses, ses ...!“

„Pivox“, flüsterte er plötzlich, „Pivox, Pivox ...“, hallte es wieder, „Pivox, du musst flüstern, ganz, ganz, ganz leise, dann können wir Dich verstehen.“

Pivox verzog sein Kürbiskugelbauchkopfgesicht. Er dachte, eigentlich hätte er darauf kommen müssen. Schließlich führte ja er Luis durch das Traumland und nicht umgekehrt.

Pivox bemerkte auch, dass sich da noch jemand mit ihnen unterhielt. Dass heißt, da war noch jemand, der sich mit ihnen unterhalten wollte. Aber bislang hatte niemand daran gedacht, dass dieses ständige Gebrabbel zu irgendwem gehören könnte. Sie waren so damit beschäftigt gewesen, sich untereinander mit Zeichen, Schreien, Toben und letztlich Flüstern zu verständigen, dass sie keine Zeit gehabt hatten auf etwas anderes zu achten.

„Wer bist Du?“, flüsterte Pivox endlich.

„Wer bist Du, wer bist Du ...“, seine Stimme wurde immer lauter, Es dröhnte einen Augenblick, dann war es auf Eins wieder still.

„Mein Name ist Saraliso“, antwortete die Stimme, „Du bist Pivox, wenn ich mich nicht täusche und Du müsstest mich eigentlich kennen.“

Pivox überlegte. Saraliso, den Namen hatte er schon einmal gehört, aber wo?

Vor sehr, sehr, sehr langer Zeit hatte Pivox einmal mit einem großen weisen Geist gesprochen. Es muss in der Nacht des Hexentreffens gewesen sein. Ja, es gab keinen Zweifel. Der große Saraliso, den niemand je gesehen hatte, das klügste Wesen im ganzen Traumland. Das war er!

„Ja, ich erinnere mich, Saraliso“, antwortete Pivox, etwas überrascht den Geist hier wieder zu treffen.

„Du warst damals bei dem Konvent und hattest Mühe die Hexen davon überzeugen, dass es nicht sinnvoll sei das Traumland zu verlassen. Und Du warst es, der den Zauberern in ihrem Streit um die gefährliche Zauberformel den Verstand zurückbrachte in dem er ihnen gebot, die Formel zu vernichten.“

„Das ist richtig“, antwortete Saraliso mit gewaltiger Stimme, „aber das ist nicht der Rede wert. Ich habe Euch gesucht, weil ich mit Luis in den Garten der Fragen gehen muss. Dort liegt die Antwort auf das Problem, das große Problem der Menschen und Traumländer. Und nur ein Mensch kann die Antwort finden; denn nur Menschen verstehen ihre - oft eigenartigen - Fragen. Luis ist der einzige, der uns im Moment helfen kann. Er kennt die Menschen; er weiß, welche Fragen ehrlich, welche klug, welche dumm sind.“

Luis faszinierte Saraliso's Stimme. Die ganze Zeit hatte er in der Umgebung nach dem Wesen gesucht, zu dem sie gehörte. Dadurch hatte er das mit dem Problem gar nicht wahrgenommen.

„Luis“, fragte Pivox, „Luis, hast Du nicht gehört, was Saraliso gesagt hat?“

Luis zuckte mit den Schultern. Er hatte nichts gehört, das heißt, er hatte niemanden gesehen, mit dem man sich hätte unterhalten können. Und einen Geist, der mit einem sprach, ohne sich zu zeigen, oder ... oder vielleicht ...

Luis zögerte einen wankelmütigen Moment. Dann nahm er allen Mut zusammen und fragte Saraliso, warum dieser nicht da sei und trotzdem mit ihnen sprechen konnte.

Saraliso lachte: „Weißt Du, Luis, wenn Du Dich mit einem Wesen unterhältst, dann schaust Du Dir dieses Wesen auch an, oder?“

Luis nickte. Sicherlich sah er sich die Leute oder Wesen an, mit denen er sprach, genau wie sie ihn ansahen.

„Und wenn Du ein Wesen ansiehst“, fuhr Saraliso fort, „dann überlegst Du Dir gleichzeitig, ob Du es nett findest oder etwa böse und gräßlich, stimmt's?“

„Natürlich“, erwiderte Luis, der sich langsam daran gewöhnte, sich mit einem Geist zu unterhalten, den er zwar hören, jedoch nicht sehen konnte.

„Siehst Du, es kommt also immer darauf an, wie derjenige aussieht, mit dem man spricht. Wenn man, wie ich, aber gar nicht aussieht, dann kommt es nur auf das an, was gesagt wird; und das ist schließlich das Entscheidende.“

Luis überlegte. Ihm fiel der alte Nachbar ein, der mit dem Buckel. Alle redeten schlecht über ihn. Die meisten Kinder hatten sogar Angst, dass er ihnen etwas tun könnte. Auch Luis hatte Angst vor dem Mann, er ging ihm ständig aus dem Weg, obwohl der Vater ihm immer wieder gesagt hatte, der alte Mann sei ganz friedlich und würde keinem Menschen etwas antun.

„Saraliso“, fragte Luis nach einer Weile, „warum gibt es dann Wesen, die gräßlich aussehen, wenn sie gar nicht gräßlich sind?“

Saraliso lächelte. Luis konnte das Lächeln zwar nicht sehen, aber er spürte es.

„Die Wesen, sehen gar nicht so gräßlich aus; man ist ihren Anblick nur nicht gewöhnt. Stell Dir vor, alle Menschen hätten einen Buckel, so wie der alte Mann, dann wäre ein Buckel doch etwas völlig Normales und dann hätte auch niemand Angst davor. Es kommt eben leider nicht darauf an, was richtig oder falsch ist, sondern es hängt von den Menschen ab, die es zum Recht erheben, weil sie glauben, dass es richtig ist.“

„Jetzt habt Ihr Euch aber lange genug unterhalten“, warf Pivox ein, "es wird Zeit in den Garten zu gehen." Er nahm Luis an einer seiner unzähligen Hände. "Komm, wir ...“

„Nein Pivox, Alba und Du, Ihr müßt hier bleiben. Luis würde nur auf Euch achten. Die Fragen würden an ihm vorüberziehen und all die Mühe wäre umsonst.“

Pivox sah Saraliso verärgert an, dass heißt, er sah dorthin, wo er Saraliso vermutete. Er ließ Luis wieder los; denn er wusste natürlich, dass der Geist recht hatte. Mit seinen unzähligen Armen umschlang er Luis. „Viel Glück“, flüsterte er mit heiserer Stimme: „Du wirst es brauchen“. Dann stieß er das Kind etwas unsanft von sich: „Geh jetzt, Du musst Dich beeilen!“

Pivox war froh, dass Luis sich sofort umdrehte und losging. Er hatte Tränen in den Kürbiskernaugen und die sollte Luis nicht unbedingt sehen. Auch Alba war zum weinen zu Mute. Ob er seinen kleinen Schützling je wiedersehen würde? Bei diesem Gedanken begann er laut zu schluchzen. Er schluchzte so laut, dass Pivox ihn anstoßen musste.

Alba kauerte sich auf den Boden und hielt sich die zerzausten Federn seiner Schwingen vors Gesicht. Er dachte daran, wie Luis sich an ihn gekuschelt hatte, wie sie durch die Lüfte gesegelt waren und man sie bei der Versammlung empfangen hatte, wie die Tribüne zusammengebrochen war, weil ihn alle hatten sehen wollen, den kleinen Menschenjungen mit dem Ringelschlafanzug.

Ab und zu nahm Alba die Flügel von den Augen und schaute Luis nach. Verschwommen - denn die Tränen verschleierten die Sicht - blickte er hinter ihm her.

„Komm jetzt, hilf mir auf Deinen Rücken“, flüsterte Pivox. Er hatte Angst, der Junge könne ihn doch noch zurückrufen, um ihm weinend in die Arme zu fallen. Er schluchzte. Ein Bach aus den Tränen seiner Augen rann an seinem Kürbiskugelbauch herab.

„Komm jetzt, Du dummer Vogel“, schimpfte er, aber er schimpfte eigentlich gar nicht mit Alba. Vielmehr mit sich selbst; denn er ärgerte sich darüber, dass er sich so lächerlich benahm.

Alba schluckte. Dann hob er Pivox mit der rechten Schwinge auf seinen Rücken. Langsam erhob sich der behäbige Vogel in die Lüfte. Er flog einen großen Kreis über den Garten der Fragen. Die Bewegung seiner Flügel war schwer und träge. Weit unter ihnen ging einsam ein kleiner Junge in eine ungewisse Welt. Immer höher stieg der Vogel, bis er nur noch einen kleinen, immer winziger werdenden Punkt unter sich sah. Dann drehte er ab.

Vor ihm lag das große weite Land, mit den Wesen, die man hören aber nicht sehen kann, mit den Flüssen, die bergauf fließen oder bergab, je nachdem wozu sie gerade Lust haben, den Bergen, die wandern und den Wegen, die nirgendwo hinführen.

*

Luis folgte dem Weg in den Garten. Über den unsagbar schönen Anblick hatte er die Freunde vollkommen vergessen. Er sah Blumen in den wunderlichsten Farben wie er sie noch nie gesehen hatte und wie er sie auch sicherlich niemandem hätte beschreiben können. Er war nicht einmal

sicher, dass es Blumen waren. Die Formen dieser Geschöpfe war so bizarr, wie sie der widerspenstigste Winter nicht an die Scheibe hätte malen können. Und all die Blumen pendelten langsam im gleichen Rhythmus. Ruhig wogten sie hin und her. Und auch Luis begann bald sich mit ihnen zu wiegen.

Saraliso, der über Luis schwebte, lächelte leise; denn er wusste, Luis hatte den Garten der Fragen erreicht. Bald würde Luis wissen, warum er ins Traumland gekommen war (Saraliso war sich nicht sicher, aber selbst glaubte er den Grund längst zu kennen) und bald könnte er den Traumländlern verraten, was sie wissen mussten und was nur er wissen konnte.

Luis pendelte mit den Pflanzen hin und her. In wankendem Gang bewegte er sich auf eine wunderschöne riesenhafte und doch zuckerbäckerzarte Orchidee zu. Er schaute sie an, ohne wirklich Notiz von ihr zu nehmen. Dann ging er auf sie zu. Langsam, ganz langsam, ganz, ganz langsam, bis er endlich, vielleicht zwei Meter vor der Pflanze, stehenblieb.

„Komm doch noch ein wenig näher“, begann die Pflanze ihn zu bereden, „mein Name ist Zygadjana. Hab keine Angst, ich bin Deine Freundin.“ Mit diesen Worten beugte sie sich zu Luis hinab und zwinkerte ihm zu.

Saraliso kannte Zygadjana. Er selbst nannte sie die Unberechenbare. Er wusste allerdings nicht, dass sie es war, die das Geheimnis des Gartens der Fragen in sich trug.

„Luis“, rief Saraliso, „geh nicht, sie wird Dich in ihren Bann ziehen.“

Luis hörte nicht. Zygadjana hatte ihn bereits in einen traumähnlichen Zustand versetzt, aus dem sich Luis nicht mehr selber hätte befreien können. Regungslos stand er mit großen Augen und offenem Mund vor der Riesenpflanze.

„Luis“, schrie Saraliso jetzt sehr heftig, seine Stimme klang verzweifelt, „Luis, sie will Dir Böses. Luis, hörst du nicht? Luis.“

Es half nichts. Zygadjana hatte das Kind in ihrer Gewalt. Und auch Saraliso würde sie beherrschen, wenn er versuchen sollte Luis zu helfen und doch - er musste etwas unternehmen. Der Geist konnte den hilflosen Jungen unmöglichen den Fängen dieser gemeinen Bestie überlassen.

„Zygadjana“, schrie er voller Hass, so dass es tausendfach widerhallte, „lass den Jungen zufrieden. Er ist mein Freund und steht unter meinem Schutz.“

Die Zygadjana zuckte zusammen. Offenbar hatte sie Saraliso bislang nicht bemerkt. „Zygadjana, hörst Du...?“

Zygadjana wirbelte hoch. Mit wüst fauchenden Bewegungen suchte sie den unsichtbaren Feind. Wild wand sie sich mit ihren blätterartigen Fangarmen und schrie. Sie zerriß die Luft. Geschickt wich Saraliso ihren Schlägen aus. Noch war er im Vorteil. Aber das nützte ihm nicht viel, da es nicht um ihn ging, sondern um Luis, der, wie wenn er schlief, vor der Riesenpflanze stand und sie anstarrte. Ihn berührte das alles nicht. Er dachte an seine Mutter, träumte davon, wie sie ihn ins Bett gebracht hatte

als er noch ganz klein gewesen war. Wie sie ihm über die Haare gestrichen hatte, um ihn zu trösten, um ihm die Angst zu nehmen vor der Dunkelheit. Er erinnerte sich an ihre sanfte Stimme, an ihren Duft, ihr Lachen und überhaupt, niemals hatte er ein so genaues Bild von ihr gehabt, wie in diesem Moment.

Währenddessen war Saraliso in, wie er hoffte, sicherer Höhe, um die Zygadjana herumgetobt. Von allen Seiten drangen seine Schreie auf sie ein. Mit wilden Gebärden bäumte sie sich auf und versuchte den Angreifer zu finden und zu zerschlagen. Dabei drehte sie sich derart schnell, dass sich ihr Stengel - denn man darf nicht vergessen, dass die Zygadjana schließlich immer noch eine Pflanze und damit im Boden fest verwurzelt war, wenn auch eine sehr mächtige und eigenwillige - zusammenzog und zu schrumpfen begann. Bald hatte sie die Größe von Luis erreicht. Mit piepsender Stimme flehte sie ihn um Hilfe an. Sie flehte, bis er wieder aus seinem Traum erwachte.

Mit großen Augen sah er die Pflanze an, sah zu, wie sie schrumpfte und lachte, lachte über ein winziges Blümelein und verspürte große Lust es einfach zu zertreten. Warum ? - das wusste er selber nicht.

Doch er wusste es. Diese winzige Pflanze hatte es gewagt, ihn aus einem Traum herauszureißen, aus dem Traum seines Lebens, der für ihn wichtiger war als alles andere auf der Welt. In Bruchteilen eines einzigen Augenblickes vergaß er seinen Traum.

Luis versuchte sich zu erinnern. Nichts, aber auch gar nichts wusste er mehr. Und doch er fühlte, wie wichtig dieser Traum für ihn war. Er war das, was Luis im Traumland suchte. Es war - es war ...

„Nun sag es schon“, rief Saraliso, „Du weißt es, Du weißt genau, was es ist. Erinnere Dich! Luis, bitte sag es mir.“

Dann fiel ihm Zygadjana wieder ein. Sie konnte jeden Augenblick wieder wachsen. Saraliso hatte begriffen, dass Zygadjana der Schlüssel zu Luis Träumen und Wünschen war. Sie allein hatte die Macht ihm sein Inneres zu zeigen. Der Geist hatte einen Fehler begangen. Er hätte ihr Luis für eine kurze Zeit überlassen müssen. Aber das schien ihm einfach zu gefährlich. Wer weiß, was sie mit ihm angestellt hätte. Man musste sie überlisten. Vielleicht wusste der Toboggan ihnen zu helfen. Schließlich war er der Hüter des Gartens und kannte die Zygadjana sicherlich besser als jeder andere. Überdies galt Toboggan, der letzte Titan, als sehr kinderlieb. Er würde ihnen gewiß helfen.

Saraliso erzählte Luis von seinem Plan. Luis konnte zwar nicht verstehen, warum Zygadjana eine so gefährliche Bestie sein sollte, hatte er sie doch nur als schrumpfendes hilfloses Blümchen erlebt, aber er hatte schon große Lust einen richtigen Titan kennenzulernen. Luis hatte doch schon soviel von Titanen gehört. Seine Oma hatte oft aus einem großen dicken Buch vorgelesen, in dem die Titanen als heldenhafte Bezwinger von Zyklopen und anderen Monstern galten. Unzählige Male hatte er ihnen bei den schweren Kämpfen in Gedanken geholfen und unzählige Male hatten sie gemeinsam die Bösen und Schrecklichen besiegt. Ich bin ein Titan, dachte

Luis und hüpfte vergnügt herum. Mit ausgebreiteten Armen lief er durch den Garten und rief: "Ich bin ein Titan, ich bin ein Titan."

Beinahe hätte er dabei doch noch die Zygadjana zertreten. Er hatte sie schon vollkommen vergessen.

„Komm, Du alter guter Geist“, rief er, „lass uns den Titan suchen. Ich will ihn sehen. Ich will mit ihm Zyklopen jagen und Meerungeheuer.“ Luis war ganz schön übermütig. Er fühlte sich unheimlich stark. So stark, dass er sich vornahm mit Tobogggan nach Albland zu gehen und sich dem Bösen, dem Ungewissen zu stellen, das dort sicherlich schon auf die beiden wartete. Er würde dieses Etwas bezwingen und für immer vernichten.

„Tobogggan“, rief Luis, während er kreuz und quer durch den Garten lief, „Tobogggan, wo bist Du?“

Während er so herum lief, hielt Saraliso Ausschau nach dem Hüter. Langsam schwebte er über den Garten. Unter ihm lag die wahre Pracht des Paradieses und wiegte sich im Wind. Bäume, Sträucher, Blumen, Wiesen und Bäche, alles schien sich in einer eigenwillig geplanten Gleichmütigkeit vereint zu haben. Die farbenprächtige Vielfalt des ewigen Lebens lachte ihm entgegen.

Während Saraliso dieses wunderschöne Sein betrachtete, rannte Luis durch den Garten. Auch er sah die Schönheit, die dort verborgen war. Aber er sah diese Schönheit nicht mit den Augen der Weisen.

Luis sah Blumen, die ihn anlachten, Bäume, welche die Stirn runzelten über den kleinen Jungen, der da wie von einer Tarantel gebissen durch den Garten raste. Aber sie schauten nicht abfällig auf ihn, so wie es die Menschen zu tun pflegen - sie sahen ihm alle mit Freude und Begeisterung zu.

Luis sprang auf einen dieser netten alten Baum zu. „Komm, tanz mit mir“, rief er, indem er um den Baum herumhüpfte, „bitte alter Baum, tanz mit mir, spiel mit mir, tob mit mir, bitte alter Baum!“

„Was machst Du denn da?“ Luis erschrak. Vor ihm stand ein riesenhaftes Wesen. Luis hatte so jemanden noch nie gesehen, nicht einmal in einem seiner Märchenbücher oder im Fernsehen. Der vor ihm stand hatte drei Augen, die etwa aussahen, wie goldene Edelsteine. Auf dem Rücken war ihm ein Flügel gewachsen, wie ein großer schillernder Fächer. Er hatte auch keine Kleider am Leib; vielmehr war seine Haut wie Samt.

Luis überlegte sich, ob der Riese wohl eine Waschmaschine zu Hause hatte; denn waschen, so wie Luis sich wusch, konnte er sich selbst sicher nicht. Und Luis Kleidung wurde ja schließlich auch in einer Waschmaschine gewaschen.

„Was machst Du denn da?“, fragte der Riese nochmals. Sein Ton war ruhig und freundlich. Und doch verwirrte er Luis derart, dass sich dieser hinter dem dicken alten Baum versteckte, den er auf die Schnelle finden konnte.

Der Riese lachte: „Du brauchst wirklich keine Angst vor mir zu haben. Ich bin Toboggan, der Hüter des Gartens und Du bist vermutlich Luis, der

Junge, der ins Traumland gekommen ist, um etwas ganz Bestimmtes, ganz furchtbar Wichtiges zu finden. Komm mit, ich werde Dir etwas zeigen.“

Mit diesen Worten drehte sich Toboggan um und ging langsam den Weg hinunter. Luis wusste nicht, ob er ihm folgen sollte? Unschlüssig blieb er noch eine Weile hinter dem Baum stehen. Na los, dachte er, renn schon hinterher, Du bist ja schließlich ein großer Junge.

„Warte Toboggan“, rief er, und lief dem Titan so schnell er konnte nach.

Toboggan schmunzelte: „Hast Du es Dir überlegt? Es ist gut, dass Du mit mir kommst, aber es war sehr klug von Dir, erst einmal darüber nachzudenken. Komm jetzt.“

Inzwischen hatte auch Saraliso die beiden entdeckt. Still schwebte er über ihren Köpfen dahin.

Vor ihnen lag ein langer gerader Weg. Zu ihrer Rechten standen Blumen, die den beiden (denn Saraliso konnten sie ja nicht sehen) freundlich zuwinkten.

Auf der linken Seite floss ein purpurfarbener Bach. Der ist bestimmt aus Traubensaft, vermutete Luis. Ab und zu sprang der Bach unvermittelt empor und blinzelte ihn an. Er winkte Luis; und Luis winkte zurück. Doch in diesem Augenblick kam Toboggan dazu. Er nahm Luis auf seine riesenhaften Schultern und trug ihn weiter.

„Warum machst Du denn das?“, fragte Luis. „Sei still“, antwortete der Titan ungehalten, „schaue Dir den Weg an oder die Blumen, nicht aber den Bach - er ist ein Verbündeter der Zygadjana. Vergiß ihn, sonst wird er Dich wegspülen, vermutlich nach Albland.“

Luis hörte dem Titan gar nicht richtig zu. Bei dem Namen Zygadjana war ihm wieder etwas eingefallen, dass heißt, es war nur ein Gefühl.

„Tobogggan!“

Aufgeregt zerrte Luis an den Haaren des Riesen, der immer noch damit beschäftigt war dem Jungen eine Moralpredigt zu halten, „Tobogggan, Du musst mich zur Zygadjana bringen, sie weiß es. Ich fühle, dass sie es weiß.“

„Was weiß sie“, fragte der Titan ruhig.

„Na sie weiß es eben. Sie weiß, wo ich meine ...“ Luis wusste, dass sie wusste, was er wissen wollte und auch, dass er es selbst im tiefsten Innern bereits wusste, aber was er wusste, dass wusste er eben nicht.

(Das war jetzt aber schwierig. Ihr kennt doch das bestimmt auch: Jemand stellt Euch eine Frage, die Ihr ohne zu zögern spontan beantworten könntet. Nur gerade in dem Moment ist Euch die Antwort entfallen)

Vor ihnen lag ein riesiger Berg. Den Zugang bildete ein goldenes Tor. Luis bekam den Mund nicht mehr zu. Gleich hatte er vergessen, was er sagen wollte. Dieses Tor ist ja riesig und es glänzt. Das ist ja fantastisch!

„Es ist der Eingang zum inneren Saal“, erklärte Toboggan, „dort werden wir vielleicht die Antwort auf Deine Frage bekommen. Los jetzt, wir haben eine wichtige Aufgabe vor uns.“ Mit diesen Worten nahm er Luis von den Schultern.

Luis folgte Toboggan schweigend in das Innere einer gigantischen Höhle. Er kam sich vor, wie ein richtiger Pirat, der jeden Augenblick auf den durch Skelette und Spinnweben bewachten Schatz stoßen musste.

Toboggan las den Wunsch des Jungen an der Felsdecke ab. Er hoffte den Grund für Luis Reise durchs Traumland daraus erkennen zu können, aber das hatte noch Zeit. Er soll seinen Piratenschatz haben, dachte Toboggan.

„Warte hier“, sagte er ruhig, dann drehte er sich um und verschwand in einer von den hinter ihnen liegenden Nebenhöhlen.

Luis störte nicht, dass Toboggan ihn alleine ließ. Er ging einige Schritte weiter, dann setzte er sich auf den Boden und überlegte, wo der Schatz wohl versteckt sein konnte.

Ich würde ihn in einer kleinen Höhle im hinteren Teil des großen Saales verstecken, dachte er. Dort vermutete ihn sicherlich niemand. Aber, dachte Luis weiter, der Pirat Pottblitzdonnerkeil hat Schätze immer vergraben.

Luis suchte die vor ihm liegende Felswand nach einer kleinen Höhle ab. Fast hätte er sich wieder abgewandt, um auf der anderen Seite nach einem

Eingang zu forschen, da entdeckte er tatsächlich ein Loch im Felsen vor sich. Es war ungefähr einen halben Meter über dem Boden und gerade so groß, dass Luis bequem hindurchschlüpfen konnte. Vorsichtig, als ob er von den bösen Piraten beobachtet werden könne, schlich sich Luis an die Öffnung heran.

Bevor ich durch das Loch krieche, dachte er, muss ich sicher sein, dass wirklich keine Piraten mehr da sind, um den Schatz zu bewachen. Wenn die mich erwischen, dann wird es mir nicht sehr gut ergehen. Soll ich es tatsächlich riskieren? Andererseits würde sich so eine Gelegenheit nicht so schnell wieder bieten und von dem Schatz könnte ich dem Vater ein neues Auto kaufen und wir könnten nach Amerika fahren, um ... Ja, Luis musste diesen Schatz finden.

Reiß Dich zusammen, sagte er sich, dann hielt er den Atem an und lugte durch den Eingang in die Seitenhöhle. Niemand war zu sehen. Auch hörte er keine Geräusche, die auf Piraten geschlossen hätten. Es sind sicher keine Piraten mehr hier, dachte Luis, um sich Mut zu machen.

Vorsichtig schlich er ins Innere der Höhle. Dort war es viel dunkler als in dem großen Saal. Luis tastete sich langsam vor. Plötzlich fühlte er etwas auf dem Boden. das Skelett eines zurückgelassenen Piraten, schoss es ihm durch den Kopf. Er zögerte, doch dann griff er nach dem Gegenstand und hielt ihn fest. Er kroch zurück zur Öffnung um seine Beute zu begutachten. Kein Zweifel: eine echte Fackel. Wenn ich jetzt noch Streichhölzer finde, ...

In diesem Augenblick hörte Luis Stimmen. Sie wurden lauter. Die Piraten kommen. Ich muss mich verstecken, dachte Luis. Mittlerweile hatten sich Luis Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Er entdeckte einen großen Felsvorsprung. Blitzschnell sprang er hinüber und begann wie ein Wilder zu klettern. Hier oben würden sie ihn niemals finden, in Tausend Jahren nicht. Er legte sich flach auf den Felsen und wartete.

„Pötzblitzdonnerkeil, könnt Ihr Euch nicht beeilen?“

Kein Zweifel, der Piratenhauptmann. Luis preßte sich ganz dicht an den Fels. Er kannte mehr Geschichten über diese Meute, als ihm in diesem Augenblick lieb war. Luis wusste ganz genau, was die Piraten mit ihm machen würden, wenn sie ihn entdeckten.

Die Piraten waren bereits in die Höhle gekrochen. Ihnen voran der fette Hauptmann. Er verteilte drei Fackeln an den Wänden, so dass die Höhle hell erleuchtet war. Luis traute sich nicht einmal den Kopf zu heben. Regungslos verharrte er und lauschte.

„Nun macht schon“, schimpfte Pötzblitzdonnerkeil, „bevor die Flut kommt müssen wir wieder auf dem Schiff sein.“

„Hey Boß, guck mal“, hörte Luis einen Piraten grölen. „Was willst Du, grab weiter“, donnerte der Hauptmann zurück. „Hier sind Fußabdrücke“, schrie der Pirat. Luis stockte der Atem. Gleich erwischen sie mich, dachte er und zitterte vor Angst am ganzen Leib.

Der Piratenhauptmann kam fluchend und stampfend herüber: „Was faselst Du da - Fußabdrücke? So ein Schwachsinn ... Verflucht, wir müssen die Höhle durchsuchen“, schrie er, „los Leute, beeilt Euch!“

Die Piraten durchwühlten die ganze Höhle. Sie hatten Gott-sei-dank so wenig Grips, dass sie zwar jeden einzelnen Kieselstein umdrehten, aber nicht auf die Idee kamen, auf den Felsen nachzusehen; wenigstens bisher nicht. Luis rutschte immer weiter zurück.

„Hat schon einer von Euch Eierköpfen auf dem Felsvorsprung geguckt?“, höhnte Potzblitzdonnerkeil.

„Na los, wir haben keine Zeit - die Flut. Wenn Ihr den Eindringling nicht gleich findet, lasse ich Euch alle einmauern.“

Sofort sprangen drei Piraten auf den Felsvorsprung zu. Luis überlegte, ob er sich einfach ergeben sollte, dann würde der Piratenführer vielleicht nicht ganz so böse sein.

„Schnell, kommt hier raus“, schrie plötzlich jemand in die Höhle hinein, „die Kytla kommt.“ Im nächsten Augenblick hörte Luis einen grausamen Schrei. Er hielt sich die Ohren zu und drückte das Gesicht ganz dicht gegen den Stein, auf dem er lag. Die Piraten rannten wild durcheinander. „Löscht die Fackeln“, rief einer. „Ich will hier raus“, schrie ein anderer.

Luis sah von seinem Felsen hinunter zu den Piraten. Er dachte, wenn ich sie vor dieser Küntha oder wie sie heißt, rette, machen sie mich vielleicht zu ihrem Hauptmann. Siegesicher kletterte er aus seinem Versteck, stellte

sich mitten in den Raum und versuchte gegen den Lärm der Piraten anzuschreien.

Überall flohen fluchende Piraten, rannten Luis sogar fast um, ohne ihn zu bemerken. Er sah sie sich eine Zeitlang an, mit ihren Augenklappen und den komisch bemalten Armen. Dann fasste er den Entschluß den Piratenhauptmann ausfindig zu machen. Er kannte ihn von Bildern aus den Büchern, außerdem war der Hauptmann der einzige, der nicht wie verrückt in der Gegend rumlief. Luis packte ihn am Rockzipfel und zerrte solange daran herum, bis der Hauptmann zu ihm heruntersah.

„Was willst Du denn hier?“, fragte er zornig.

„Ich werde Euch vor der Künta retten oder wie sie heißt“, erklärte Luis stolz.

Der Hauptmann fing schallend an zu lachen. „Leute, hört mal her“, grölte er, „na los Ihr Schlappschwänze, benehmt Euch endlich wie richtige Piraten.“

Schlagartig war alles still. Die Piraten glotzten Luis an, als ob er die Kytla wäre. Potzblitzdonnerkeil räusperte sich und begann dann mit grollender Stimme auf sie einzureden.

Die Piraten sahen ungläubig zu den beiden herüber. Dass der kleine Junge dem Hauptmann vorgeschlagen hatte sie alle vor der Kytla zu retten, beschämte sie zutiefst. Luis stand vor ihnen, in seinem Ringelschlafanzug

und ohne Schuhe. Aber er stand da wie ein Fels, den keiner, nichts und niemand umstürzen kann - so glaubte er wenigstens.

Mit ernster Miene wiederholte er die letzten Worte des Hauptmanns: „Ich werde Euch sicher aus der Höhle bringen.“

Dann runzelte er die Stirn und sprach in einem ziemlich altklugen Ton weiter: „Ihr werdet vor diesem niedlichen Tier doch keine Angst haben, oder?“

Aber die Piraten hatten Angst, sogar mächtige Angst.

Luis überlegte einen Augenblick. Dann pirschte er sich vorsichtig zum Eingang der Höhle vor. Erhobenen Hauptes stellte er sich an den Eingang und rief die Kytla. Zugegeben, seine Stimme war immer noch genau so kindlich wie vorher, den ängstlichen Piraten klang sie jedoch wie ein Donnerrollen in den Ohren. Beim zweiten Ruf kam die Kytla direkt auf ihn zugeflogen.

Sie ist zwar wesentlich größer als ich, sieht aber eigentlich nicht aus wie ein menschenfressendes Ungeheuer, dachte Luis und schritt langsam auf sie zu. Die Kytla war darüber sehr verwundert. So etwas war ihr noch nie passiert. Gewiss hatte sie wenigstens die Kraft des Toboggan und der galt schon als eines der stärksten Wesen im Traumland. Aber sie fürchtete sich trotzdem vor dem Jungen, der ihr da einfach so frech und unbesiegbar gegenüber stand. Er benutzt bestimmt einen Trick und wird mich in einen Hinterhalt locken, grübelte sie.

Die Kytla war derart in Gedanken, dass sie darüber fast die Wand, auf die sie geradewegs zuflog, übersehen hätte. Im letzten Moment drehte sie ab.

Luis zuckte bei dem Manöver nicht einmal mit den Wimpern. Er blieb regungslos stehen und beobachtete das Tier, das inzwischen einen großen Kreis durch den inneren Saal geflogen hatte und wieder auf ihn zusteuerte. In einem Abstand von ein paar Metern blieb die Kytla vor ihm in der Luft hängen, schweben, stehen oder was auch immer.

Luis lachte. Er fand das Bild zu komisch: Ein riesenhafter Drache, der sich in der Luft bewegte wie eine Libelle. Nur dass der Drache bei weitem nicht so hübsch war wie eine Libelle. Außerdem konnte Luis sich bei all seinem Bemühen nicht vorstellen, dass die Kytla ein böses Monster sein sollte und Menschen fraß.

„Wer bist du?“ fragte Luis schließlich mit spitzer Stimme, worauf sich die Kytla wütend um die eigene Achse drehte (sie tat dies, ohne Luis aus den Augen zu lassen; denn ihre Angst vor dem Knirps wurde zunehmend größer und größer und größer).

„Ich bin die mächtige Kytla“, brüllte sie wutschnaubend.

Sie hatte große Schwierigkeiten weiter zu reden; denn sie überlegte verzweifelt, wie sie ihren Hochmut, mit dem sie geantwortet hatte, wieder gutmachen könnte. Im übrigen konnte sie sich kaum noch beherrschen zu erfahren, welchem mächtigen Krieger sie gegenüberstand. Zweifelsohne besaß der Kleine eine gefährliche Waffe, mit der er sie vernichten konnte; und sie hatte recht damit. Nur wusste Luis leider selbst nichts von dieser

Macht, die er gegen die Kytla mehr instinktiv anwandte. Bevor sie jedoch etwas fragen konnte, forderte Luis sie auf herunterzukommen.

„Oder bist Du etwa zu feige?“, rief er höhnisch und spottete, er habe keine Lust, die ganze Zeit in die Luft zu starren. So hübsch sei die Kytla nun auch wieder nicht. Und außerdem müssten sie beide weniger schreien, wenn sie sich gegenüberstanden.

Bestimmt ein Trick um mich zu überwältigen, dachte die Kytla. Aber einfach abhauen, dazu war ihre Neugier nun wiederum auch zu groß. Sie kreiste noch eine Weile bis sie dann mutig entschlossen vor ihm landete.

Die Piraten schöpften mittlerweile wieder ein wenig Hoffnung. Sie standen im Inneren der Höhle ganz dicht am Eingang, und lauschten Luis und ihrer grausamen Erzfeindin, der Kytla.

Lange standen sich Luis und die Kytla schweigend gegenüber. Endlich, es war bestimmt eine halbe Stunde vergangen, endlich raffte sich die Kytla auf, ihre ach so brennende Neugier zu befriedigen.

„Wer bist Du“, fragte sie in zurückhaltendem Ton. Sie zwinkerte dabei mit den Augen, um einen möglichst vertrauenerweckenden Eindruck zu machen.

„Ich heiße Luis“, antwortete Luis schroff, „ich bin hierher gekommen, um etwas zu finden, von dem ich vergessen habe, was es ist. Tobogggan hat mich in diese Höhle geführt. Er glaubt, dass ich es hier finde.“

„Dass Du was findest?“, fragte die Kytla, die ihre Neugier kaum noch im Zaum halten konnte; denn sie konnte nicht verstehen, dass jemand etwas suchte, von dem er selber nicht wusste, was es war.

„Hilfst Du mir es zu finden?“, fragte Luis, der ihre Frage geflissentlich überhörte.

Die Kytla suchte den ganzen Raum mit den Augen ab, als wenn sie sagen wollte - Du kannst unmöglich mich meinen. Noch nie hatte ein Rubernegie (das war die Tierart, von der die Kytla stammte), also noch nie hatte ein Rubernegie einem Menschen geholfen. Noch niemals. Es war der größte Spaß für sie, Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen. Und da kam plötzlich ein kleiner Junge an, vollkommen ohne Angst, den sie nicht in Furcht und Schrecken versetzen konnte; und der bat sie, die Böseste aller Bösen, ihm zu helfen.

„Ich? ... Ich, Dir helfen? Das meinst Du doch wohl nicht im Ernst?“, erwiderte sie unsicher. Sie hoffte, dass Luis anfangen würde zu lachen - doch er lachte nicht. Traurig sah er sie an, so traurig, dass sie am liebsten im steinigen Felsboden versunken wäre.

„Bitte hilf mir“, wiederholte Luis, „Du hast selbst gesagt, dass Du mächtiger bist als Toboggan, bitte ...“

Während die Kytla überlegte, wie sie sich geschickt aus der Affäre ziehen konnte, schlichen die Piraten einer nach dem andern aus der Höhle. Man hörte keinen Mucks von ihnen. Als sie wieder im Freien waren,

beratschlagten sie, während sie auf das Schiff zurückkehrten, was zu tun sei.

„Der Junge hat uns vor der Kytla gerettet“, begann einer der Piraten, „wir müssen ihm helfen selbst heile aus der Höhle zu kommen. Wir sind es unserer Piratenehre schuldig.“

Alle stimmten dem zu. Niemals hatte sie jemand beschützt oder gar gerettet. Jeder hielt die Kytla für gemein und schlecht.

„Es ist unsere Pflicht ihm zu helfen“, sagte schließlich der Piratenhauptmann Potzblitzdonnerkeil, „nur - wie können wir das? Aus der Höhle wird er von selbst heile herauskommen, aber er sucht etwas, wir wissen nur nicht, was er sucht. Ist es ein Schatz, ein Haus, ein Land? Wir müssen es für ihn finden.“

„So kommt Ihr nicht weiter“, unterbrach ihn Saraliso, der den Piraten gefolgt war. „Wenn Ihr dem Kind wirklich helfen wollt“, fuhr er mit dumpfer Stimme fort, „dann geht zur Fee Ajanka. Ihr wißt schon. Nur sie kann Euch helfen.“

Er machte eine vielsagende Pause. Bevor er weiterreden konnte, brüllte einer der Piraten vom Schiff her: „Die Flut ist da, wir müssen auslaufen.“

Die Piraten rannten zum Strand. Sie hatten jetzt keine Zeit über die Worte Saralisos nachzudenken. Das war auch gut so; denn sie kannten Saraliso nicht und hätten sich gewiß mächtig erschreckt, wenn er ihnen erzählt

hätte, dass er ein Geist war, der ohne sichtbaren Körper durch die Lüfte schwebt.

Der Piratenhauptmann gab dem Käpt'n den Befehl quer durch die Wasserwüste direkt zum Schloss Holjawik, dem Hauptschloss der Ajanka zu fahren. Dort konnte man sie meistens finden.

(Übrigens war der Piratenhauptmann eigentlich ein Räuberhauptmann und vom Fahren auf dem Wasser wurde er ständig seekrank. Daher kam es auch, dass Potzblitzdonnerkeil der einzige Piratenführer auf den siebenundsiebzig Meeren war, der sein Schiff nicht selber führte).

Saraliso war inzwischen in die Höhle zurückgekehrt. Auch Toboggan, dessen Werk die Sache mit dem Piratenschatz gewesen war - doch das wird vielleicht an einer anderen Stelle erklärt werden - stand still hinter einem Felsvorsprung und schaute Luis und der Kytla bei ihrer seltsamen Unterhaltung zu.

Zuerst hatte der Titan überlegt, ob er nicht lieber eingreifen sollte. Die Kytla war rein zufällig in die Höhle gekommen und hatte mit dem Spiel des Jungen gar nichts zu tun gehabt. Aber Luis hatte das Spiel sehr ernst genommen und die Kytla mit einbezogen. Die Kytla hatte sich darauf hin in seinen Gedanken verfangen, wie ein Opfer im Netz der Spinne. Luis hatte sie daher besiegen können, einfach, weil er sich nicht vor ihr fürchtete und alles, was geschehen sollte, eben seiner Phantasie entsprang.

Saraliso und Toboggan waren überwältigt. Sie selber genossen die Kytla mit äußerster Vorsicht und nur das verlieh ihr die große Macht. Nur die Angst vor ihr, weiter nichts.

Die Kytla hatte verloren. Sie musste Luis versprechen, nie wieder Piraten zu jagen. Und - sie wollte ihm helfen seine Suche erfolgreich zu beenden.

*

Mittlerweile war in einem ganz anderen Teil des Traumlandes eine Delegation unterwegs zu Ajanka. Nein, nicht die Piraten. Die wühlten sich immer noch durch die Wasserwüste und hatten dort vollkommen die Orientierung verloren.

Es waren Pivox und Alba. Zusammen mit einigen Hüpfblumen und Biedies waren sie aufgebrochen, die Fee um Hilfe zu bitten. Der neue Teil des Albtraumlandes bereitete ihnen immer noch sehr, sehr, sehr großes Unbehagen.

Pivox, der sonst immer eine Erklärung für alles parat hatte, war vollkommen ratlos. Er hoffte, dass die Fee erklären konnte, was geschehen war.

„Glaubst Du, Ajanka weiß, was passiert und warum es passiert?“ fragte Alba unsicher.

Pivox antwortete ihm nicht mehr. Er schüttelte nicht einmal seinen komischen Kürbiskugelbauchkopf. Es war nämlich schon das fünfundzwanzigste Mal, dass Alba ihn das gefragt hatte.

Pivox war mit den Gedanken ohnehin ganz woanders, genau wie Alba. Beide dachten unentwegt an Luis. Aber sie wollten nicht darüber sprechen. Sie konnten es auch gar nicht; denn jedes Mal, wenn es einer von beiden versuchte, waren ihnen die Tränen gekommen und dann waren beide noch viel trauriger gewesen und hatten keinen Ton mehr herausbekommen.

So watschelten der schwerfällige Albatross und der eben so behebige Kürbiskugelbauchkopf nebeneinander her.

Und Alba wiederholte ständig: „Glaubst Du, dass die Fee weiß, ...“ nur um was zu sagen, damit es nicht so furchtbar still war.

Luis hatte sich mit der Kytla geeinigt. Auch sie wollten zur Fee. Luis blickte zu Toboggan hinüber, der hinter dem Felsvorsprung hervorgekommen war.

„Toboggan“, sagte er leise, „wir werden zur Fee Ajanka fliegen. Vielleicht kann sie mir helfen. Kommst Du mit?“

Toboggan kniete sich vor Luis. Er strich ihm über die Haare. Dann sagte er ruhig: „Luis, ich bin der Wächter des Gartens. Ich kann den Garten nicht verlassen. Es ist gut, dass Ihr die Fee befragen wollt, aber Ihr müsst alleine gehen. Bitte grüßt sie von mir...“.

„Aber ich werde nicht mitkommen!“

Die Kytla suchte verschreckt den ganzen Raum ab. Sie konnte niemanden entdecken. Luis brauchte nicht zu suchen. Er wusste, dass Saraliso sich zu Wort gemeldet hatte.

„Es ist gut, dass Du mitkommst“, erwiderte Luis.

Die Kytla runzelte die Stirn. Sie begriff nicht, dass da noch jemand war, den sie aber nicht sehen konnte. Aber Luis hatte sie schließlich bezwungen. Er war mächtiger als sie und würde schon wissen, mit wem er sich da unterhielt. Mit schweren, tapsigen Schritten wankte sie zu Luis hinüber, stieß ihn an und fragte, ob sie endlich gehen, dass heißt, fliegen könnten.

Luis nickte. Er schaute Tobogggan noch einen Augenblick mit großen Augen an, schwang sich dann auf den Drachen und flog mit ihm und Saraliso davon.

Tobogggan blieb im Garten zurück. Er stand vor der Höhle und starrte in den Himmel. Er wusste, was der Junge suchte. Ein Gedanke, der sich an der Decke der Höhle widergespiegelt hatte, hatte es ihm verraten; und zwar, während Luis sich mit der Kytla unterhalten hatte. Einen Moment waren Luis Gedanken zurückgeschweift in eine Zeit, die nur sehr schwach in seiner Erinnerung verhaftet war. Der innigste Wunsch, den Luis allerdings selber nicht genau kannte, hatte sie alle in seinen Bann gezogen:

Pivox, den Luis aus der Verknotung mit den anderen Kürbisköpfen befreit hatte, Alba, mit dem er durch die Lüfte geschwebt war und von dem Luis als einziger nicht behauptete, dass er strohdumm sei, Saraliso, der, in panischer Angst um das Kind, versucht hatte die Zygadjana zu bezwingen, all die Teilnehmer der Versammlung, die durch Luis Ansprache so gerührt gewesen waren, dass sie begonnen hatten, wieder an das Schöne im Traumland zu glauben, die Piraten und natürlich Toboggan selbst, der jetzt allein vor der Höhle saß und sich die größten Vorwürfe machte.

Dem Jungen wollten sie alle helfen, dabei half er ihnen, oft ohne dass sie es bemerkten. Und der Titan war der Einzige, der wusste, worum es Luis ging. Und er war dadurch auch der Einzige, der wusste, dass es keine Hilfe für Luis geben würde. Luis war einsam gekommen und er würde auch einsam wieder gehen.

Im Grunde war der Titan sehr froh, dass Luis schon nach Schloss Holjawik aufgebrochen war, um die Fee Ajanka zu finden. Er hätte Luis nicht mehr ehrlich in die Augen sehen können. Und sagen - sagen durfte er ihm nichts. Luis würde nur solange glücklich sein können, wie er an seinen Wunsch glaubte, ohne ihn genau zu kennen.

Toboggan saß vor seiner Höhle und weinte. Aus seinen drei Augen rannen die Tränen derart, dass sie sich in kleine Bäche verwandelten. Er versuchte sich damit zu trösten, dass Ajanka Luis helfen könnte. Im tiefsten Innern jedoch war eine Stimme, die ihm sagte, dass das nicht geschehen würde.

Ajanka, dachte Toboggan, Ajanka. Verdammt. Er bemühte sich ... Ajanka - das Bild der Gedanken in der Höhle. „Neeeeiiiiin“, schrie Toboggan. „Es darf nicht geschehen. Luis darf sie nicht sehen. Niemals“.

Toboggan hatte Ajanka nur ein einziges Mal gesehen, aber jetzt war er vollkommen sicher. Ich muss sie warnen, dachte er. Seine Aufgabe im Garten war jetzt unwichtig. Er suchte in rasender Eile ein paar Sachen zusammen, holte Lorna, die Riesenschildkröte, sattelte sie und sprang mit ihr in Richtung Holjawik davon.

Lorna war schon sehr lange nicht mehr mit ihm gesprungen. Es würde für sie ein anstrengender Ritt werden, das wusste Toboggan. Vielleicht der Letzte, aber es musste sein. Erst war Lorna ein wenig mürrisch. Sie war alt und schwach und das respektierte er normalerweise. Dafür war sie schon zu lange seine Freundin.

Er gab ihr die Sporen. „Du musst schnell sein“, rief er, „so schnell, wie Du damals warst, Du weißt doch ...“ Dann erklärte er ihr den Grund dieser Strapaze. Lorna begriff sofort die Notwendigkeit schnell zu sein. Mit hohen, weiten Sprüngen brachte sie den Titan seinem Ziel näher. Es fiel ihr schwer, doch sie sprang wie damals, als sie noch jung war und mit ihm viele Abenteuer erlebt hatte, an die sie noch heute gerne zurückdachte.

Je länger sie unterwegs waren, desto schwerer fiel Lorna das Springen. Toboggan, der nur von dem Gedanken besessen war, Ajanka vor Luis zu erreichen, merkte es erst, als Lorna unter ihm zusammenbrach.

„Lorna“, sagte er sanft, „Lorna, wir müssen doch weiter.“ Aber Lorna konnte nicht mehr weiter. Sie lag da und rührte sich nicht mehr.

Langsam schlug sie ein letztes Mal die Augen auf. Sie sah Toboggan mit einem schmerzverzerrten gütigen Lächeln an.

„Geh weiter“, flüsterte sie, „Du musste zu Ajanka. Es ist schon in Ordnung so. Meine Zeit ist eben abgelaufen. Ich kann Dir jetzt nicht mehr helfen.“

Mit einem tiefen Seufzer fügte sie hinzu: „Dieses Abenteuer wirst Du wohl alleine durchstehen müssen, Toboggan, mein Freund.“

Noch einmal schnappte sie nach Luft und raunte: „Viel Glück, Du wirst es brauchen. Nun geh endlich, Du dummer Titan.“

Dann schloss sie für immer die Augen.

Toboggan wollte nicht so einfach gehen. Er setzte sich auf einen Baumstamm und trauerte. Lorna, dachte er, was habe ich Dir angetan. Soll das der Preis sein für Deine Hilfe, Deine Gutmütigkeit? Er hockte vor der toten Gefährtin und strich ihr ein letztes Mal über den Kopf. Dann begann sich ihr Körper aufzulösen und innerhalb weniger Sekunden war er verschwunden - für immer verschwunden aus dem Gedächtnis des Traumlandes.

„Nun geh schon, Du dummer Titan“, hallte es aus seinen Gedanken herüber, "tu es mir für mich!“

„Ja“, flüsterte er nickend, „Ich werde es für Dich tun. Ich werde Ajanka warnen. Ich werde es schaffen - Dir zuliebe. Was auch geschieht.“. Mit diesen Worten machte er sich wieder auf den Weg.

Toboggan war schon eine ganze Weile gegangen, als er bemerkte, dass es dunkler wurde. Er war verwirrt. Seit Jahren hatte es im Traumland keine Nacht mehr gegeben. Und er befand sich nicht in einem dunklen Wald, so dass er sich die Dunkelheit hätte erklären können. Nein, etwas anderes verursachte diese plötzliche Finsternis. Er sah sich um. Vor ihm hatte eben noch eine Wiese gelegen. Er hatte sie deutlich gesehen. Doch nun war sie verschwunden in der Dunkelheit, wie auch der Wald, aus dem er gekommen war und die Berge in der Ferne.

Vorsichtig tastete sich der Titan vorwärts. Der Boden unter seinen Füßen war weich und er drohte jeden Moment darin zu versinken. Er war in einen Sumpf geraten. Aber hier gibt es doch keine Sümpfe, dachte er.

Der Boden gab immer weiter nach. Mit jedem Schritt sank er ein wenig tiefer ein. Er lauschte, ob etwa irgendwelche Tiere im Sumpf wären, die ihn führen konnten. Nichts. Außer dem feuchten Schlurfen seiner eigenen Schritten war nichts zu hören. Er blieb stehen. Nichts. Kein Gezwitscher von Vögeln, kein quaken von Fröschen oder rascheln von Schlangen oder Krokodilen, die doch im Sumpf zu Hause sein mussten.

Dem Titan war unheimlich zumute. Er überlegte umzukehren. Doch wohin sollte er gehen? Er hatte vollkommen die Orientierung verloren und hielt es für möglich, dass er im Kreis gehen oder tiefer in den Sumpf geraten

könnte. Ich muss weiter, dachte er, ich habe es Lorna versprochen. Sie wäre auch weitergegangen.

Er stapfte immer tiefer in den Morast. Bald schon versackte er bis zu den Waden im Schlick, dann bis zu den Knien und schließlich steckte er mit dem halben Körper fest und konnte sich manches Mal nur mit Mühe durch das Schlagen mit dem kräftigen Flügel selbst herausziehen. Nur der Gedanke an Luis und Lorna hielt ihn noch aufrecht.

Er quälte sich weiter und weiter und weiter und geriet dabei immer tiefer in den Schlamassel. Toboggan war so sehr mit dem Weiterkommen beschäftigt, dass er nicht sah, wie es sich vor ihm wieder leicht aufhellte. Erst als er in einiger Entfernung einen Hügel mit einer kleinen Baumgruppe ausmachte, bemerkte er es. Schnell vergaß er die Quälerei und hastete dorthin.

„Ein Fremder in dieser Einöde, wie süß.“

Toboggan sah sich um. Er hatte die Bäume mit Mühe und Not erreicht. Zuletzt hatte er beinahe bis zum Hals im Sumpf gesteckt. Doch er hatte es geschafft sich auf den Hügel zu retten. Erschöpft kroch er bis an die ersten Bäume heran. Dort blieb er liegen und rührte sich nicht mehr.

Als er erwachte, standen drei kleine Wichte um ihn herum. Sie zerrten und zogen an ihm und sprachen ununterbrochen wirres Zeug derart durcheinander, dass der benommene Titan nicht einmal die Hälfte davon verstand. Langsam kam er wieder zu sich. An einen Baum gelehnt sah er die Wichte an. Sie waren etwa so groß wie Blumen im Garten. Ihre

Gesichter waren schlammverschmiert, so dass Toboggan lediglich die langen dicken Knollennasen erkennen konnte, die in ihrer häßlichen Größe wohl eher zu einem Titan gepasst hätten, denn zu diesen Zwergen. Bekleidet waren die Wichte mit etwas, das er noch nie gesehen hatte. Wohl eine Art Pflanze, die sich um die kleinen Körper rankt hat, überlegte er.

Als Toboggan sich aufrichtete, verstummten die Wichte schlagartig. Sie wichen zurück und warteten in einer, wie sie meinten, sicheren Entfernung gespannt auf den Fortgang der Ereignisse. Doch es passierte nichts.

Toboggan seinerseits interessierte sich für die drei nämlich nur am Rande. Er überlegte vielmehr, wie er von dieser Sumpfinself wegkommen sollte. Und die drei sahen wahrhaftig nicht so aus, als ob sie ihm dabei helfen konnten.

Toboggan sah sich die Insel genauer an. Mit großen Schritten ging er sie ab. Sie war nicht sehr groß und so kam er schnell wieder an den Ausgangspunkt zurück. Rings um die Insel waberte der Sumpf. Über dem Sumpf schwebte ein zäher grüner Nebel. Immerhin war deutlich zu sehen, dass es in der Richtung, aus der er gekommen war, nichts gab außer einer endlosen Dunkelheit. In der anderen Richtung war es hell. Die Sonne fiel in Streifen geteilt herunter, das heißt ihre Strahlen fielen hinab in den Sumpf. Weit entfernt, durch den Nebel war die genaue Entfernung schlecht auszumachen, sah der Titan die Silhouette der Berge. Er betrachtete die Umrisse eine Weile, bis er zu dem Schluß kam, dass es sich um die ersten Berge der Schneekette handeln musste.

Jetzt war ihm auch klar, warum er mitten in einem Sumpf stand, obwohl es in dieser Gegend nie eine sumpfige Landschaft gegeben hatte. Tobogggan hatte sich stundenlang, vielleicht auch tagelang in dem unbekanntem Etwas bewegt, das sich einem Teil des Albtraumlandes bemächtigt hatte. Er drehte sich um. Direkt vor ihm standen die drei Wichte, die starr vor Schreck waren und keinen Ton herausbrachten.

„Wer seid Ihr?“, fragte der Titan mit scharfer Stimme. Er vermutete, dass die drei zu dem Etwas gehörten oder es eventuell sogar verursacht haben könnten.

Grimmig sah er einem nach dem andern in die Augen. Sie zitterten, einer heftiger als der andere. Dann endlich trat einer von ihnen, für Tobogggan sahen sie alle drei gleich aus und so konnte er auch nicht sagen, welcher es war, mit einer dienernden Geste vor.

„Man nennt mich Laotse, Herr. Meine Begleiter sind die Herren Seneca und Kant.“

„Laotse also“, meinte Tobogggan kühl, „und die Herren Seneca und Kant. Na gut. Und was habt Ihr hier zu suchen?“

„Ich wundere mich ein wenig über Euren Ton“, fuhr Laotse fort, „wenn ich mich nicht täusche, seid Ihr Tobogggan, der letzte Titan. Wir hörten nur Gutes über Euch. Aber warum seid Ihr so böse mit uns? Wir sind nur drei friedliebende Sophoklithen. Niemals würden wir uns gegen Sie oder irgend jemand anderen erheben, Herr.“

Von den Sophoklithen hatte Toboggan gehört. Es waren in der Tat recht friedliche Wesen, die über Gewalt und Hass seit Jahrhunderten erhaben waren. Um so mehr wunderte er sich, sie hier in dieser morastigen Einöde zu treffen. „Was macht Ihr hier auf dieser kleinen Insel mitten im Sumpf?“, fragte er - nun etwas freundlicher.

„Wir entdeckten die grüne Nebelwand, als sie noch sehr schwach in einzelnen Schwaden über das Land zog. Dann bewegte sie sich in Richtung Albland und wir folgten ihr, da wir keinen Sinn in dem neuen Nebel erkennen konnten“, erklärte Kant.

„Der Nebel wurde dichter und dichter und dichter, bis er uns eingeschlossen hatte.“ Seneca, der gerade mit einer wissenschaftlichen Erläuterung des Phänomens beginnen wollte, wurde von Kant unterbrochen.

„Zunächst wissen wir, mein Bester“, damit meinte er Seneca, „gar nicht, wer hier wen überrascht hat. Dies erscheint mir doch die wesentlichste Frage zu sein.“

„Die wichtigste Frage“, ereiferte sich Laotse, „ist, ob dieser Nebel ein physikalisches Wunder oder ein Lebewesen im biologischen ...“

„Aber meine Herren“, widersprach Kant, „ein denkender Nebel, das wäre ja, wie ein ...“

„Wie die Aber, mein Freund“, platzte Seneca dazwischen, „oder wollen Sie behaupten, dass die Aber nicht existiert? Sie liegt ... “

Toboggan hatte keine Lust, sich dieses nutzlose Gerede weiter anzuhören. Ihn interessierte, wo genau er sich befand und wie er von dort wieder wegkommen konnte, weiter nichts. Schließlich hatte er eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen.

„Meine Herren“, wiederholte er, „mir erscheint, mit Verlaub gesagt, der Moment doch wenig geeignet über Herkunft und Zustand eines Phänomens zu diskutieren, dass unsere Existenz massiv bedroht.. Sicher sind dies Fragen, die das ganze Traumland interessieren und unbedingt beantwortet werden müssen; doch diese Frage hilft uns jetzt nicht hier heraus.“

Die drei Wichte sahen erst Toboggan, dann sich gegenseitig mit großen Augen an. Sofort begann wieder eine heftige Unterhaltung, bei der jeder versuchte schneller und eindringlicher zu reden als seine Mitstreiter.

„Was ist mit Ihnen?“, fragte Kant endlich.

„Was mit mir los ist? Ich habe einen wichtigen Auftrag zu erfüllen. Außerdem habe ich keine Lust hier zu warten, bis der Sumpf die Insel verschluckt hat und mich mit. Nein, meine Herren“, zitierte er ironisch die Sophoklithen, "hier, genau hier ist Schluß mit Euren Reden. Wir müssen hier weg und zwar ziemlich schnell. Der Sumpf steigt. Bald werden wir keine Gelegenheit mehr zur Flucht haben." Er sah sie furchtbar ernst an: „Wenn wir mit dem Eiland untergehen, gibt es keine Möglichkeit mehr nachzudenken, warum wir versunken sind. Also entschließt Euch, sonst gehe ich alleine.“

Die Wichte sahen Tobogggan ungläubig an. Aber sie schwiegen. Keiner hätte es gewagt Tobogggan zu widersprechen, nicht weil sie Angst vor ihm hatten, nein, sie hatten begriffen, dass sie etwas tun mussten, um dem Sumpf zu entgehen.

„Nimmst Du uns auf Deine Schultern, Herr?“ fragte Laotse Tobogggan vorsichtig. Der Titan nickte. Die drei Wichte waren nicht schwer. Er konnte sie spielend für eine lange Strecke tragen. Er nahm sie auf die Schultern und stapfte los.

In der Nähe der Insel war der Sumpf noch sehr tief. Je weiter sie sich aber von ihr entfernten, um so flacher wurde der Morast. Bald hatte Tobogggan wieder festen Boden unter den Füßen und die Berge der Schneekette sah er auch in gar nicht so weiter Ferne vor sich liegen.

Am Rande des Sumpfes ließ er die Wichte wieder herunter. „So, der Sumpf liegt hinter uns“, sagte Tobogggan mit lauter Stimme, "ich muss weiter, wenn Ihr noch ein Stück mitkommen ...“

Nein mitnehmen konnte er sie unmöglich. Sie würden ihn mit ihrem ständigen Gerede nur aufhalten. Aber das war auch nicht wichtig. Die drei hatten wieder angefangen über eines ihrer unheimlich sinnigen Themen zu reden, wobei sie Tobogggan schnell aus den Gedanken verloren. Erst als er schon so weit entfernt war, dass sie nur noch einen kleinen Punkt sahen, fiel er Laotse ein. Doch da war es zu spät.

Tobogggan ging auf die Berge der Schneekette zu. Hinter ihm lag inzwischen das Sommernachtsland, der Hauptsitz von Ajanka. Und in

dessen zentraler Mitte das wundervolle Schloss Holjawik. Während des ganzen Weges durch den Schnee, dachte Toboggan nur an das Etwas, an diesen merkwürdigen Sumpf, der alles Leben in sich zu ersticken schien.

Der Titan war über den Pass der Grenzberge hinaus, als er Spuren im Schnee entdeckte. Er kannte diese Fährte, sie stammte vom Schneemenschen. Sicherlich hatte der Toboggan schon lange entdeckt und lag irgendwo zwischen den Gletschern auf der Lauer.

Verflucht, dachte Toboggan, ich darf jetzt nicht unvorsichtig sein. Aber Zeit aufzupassen hatte er wiederum auch nicht, weil er ja vor Luis und der Kytla das Feenschloss Ajankas erreichen musste. Er fürchtete den Schneemenschen zwar nicht, den man übrigens Yeti nennt, aber er hatte weder die Zeit sich ihm zu stellen, noch sah er einen Sinn in dieser ewigalten Fehde.

Der Yeti hatte früher bei den Menschen gelebt. Er hatte bei ihnen gelernt, wie man sich der Macht bedient, wie man andere beherrscht und so weiter. Nachdem er in das Traumland gekommen war, hatte er einen grausamen Krieg begonnen. Er wollte unbedingt Kaiser sein. Daher vernichtete er damals alles, was ihn störte und jeden, der ihm widersprach; bis Toboggan und sein Bruder Komoggan sich ihm entgegenstellten.

Unter großen Strapazen hatte Komoggan den Yeti damals gefangen und mit letzter Kraft in ein Verlies gesperrt. Die Ruhe hatte der Titan damit wieder herstellen können, doch der Schneemensch hatte sich geschworen, die Brüder zu vernichten. Toboggan hatte seitdem eine Begegnung mit

dem Yeti gehabt, wobei der Yeti unterlag. Komogggan war vom Yeti buchstäblich zerfetzt worden. Der Yeti hatte ihn hinterrücks überfallen.

Und nun musste Tobogggan durch dessen Gebiet und er hatte nicht die Zeit besonders vorsichtig zu sein.

Tobogggan kletterte auf einen der höheren Felsen und überblickte von dort aus die Gegend. Vor ihm lagen die Berge der hinteren Schneekette. Er musste sie überqueren, obwohl sie meterhoch mit Schnee bedeckt waren. Drum herum zu gehen, würde zu lange dauern.

Er stieg wieder herab und ging weiter durch ein langes Tal auf die hintere Schneekette zu. In dem Tal baute er sich aus allerlei Gehölz und Blattwerk eine Art Schneeschuhe. Mit ihnen würde er schneller vorankommen. Kurz vor den Bergen traf er auf eine Herde Bosmutuus. Er erklärte ihnen, dass er so schnell wie möglich zum Schloss der Ajanka musste, wegen einer dringenden Mitteilung.

Die Bosmutuus sind mit unseren Rindern vergleichbar, nur dass sie sehr misstrauisch sind und sich schwer von etwas überzeugen lassen.

Außerdem gehörten diese Bosmutuus dem Yeti und gehorchten oft nur ihm. Doch sie hassten den Schneemenschen. So kam es, dass Jak, einer ihrer Anführer, sich sofort bereit erklärte, Tobogggan über die Berge zu bringen.

Tobogggan konstruierte Zügel, um sich daran festhalten zu können. Dann zog er die Schneeschuhe an und los ging es. Jak, der ein stämmiger

Bursche war, zog den Titan ohne zu murren über die Pässe. Sie kamen zunächst gut voran. Nach etwas mehr als einer Stunde zogen Wolken auf, die nach Meinung Jaks auf einen Schneesturm deuteten. Er schlug Toboggan vor in einer Höhle unterzukriechen. Dort konnten sie das Unwetter abwarten.

Toboggan war das gar nicht recht. Er gab zu bedenken, dass der Yeti ihre Fährte vermutlich schon aufgenommen hatte und ihnen folgen würde. Aber er hörte dann doch auf das Bosmutuu, das die Witterung schließlich viel besser einzuschätzen wusste.

Früher als sie vermutet hatten, setzte der Schneesturm ein. Erst fiel der Schnee ganz leise in großen Flocken vom Himmel. Toboggan beobachtete die Flocken in ihrem Spiel mit dem Wind. Es sah wunderschön aus. Sie tanzten hin und her, schmiegt sich wie watteweiche Federn an den Wind, bis sie ohne einen Laut den Boden küßten.

Das Bosmutuu zog den Titan derweil durch den anwachsenden Frischschnee. Einige Male versank es darin bis zu Bauch, aber es kannte sich hier aus und so war dies eigentlich kein Problem.

Toboggan war so in den Anblick der Schneeflocken vertieft, dass er nicht sah, wie sich aus weiter Ferne ein von Rentieren gezogener Schlitten über die Hochebene näherte. Mittlerweile hatte Jak ihn bis kurz vor eine Höhle gezogen. Es fehlten nur noch wenige hundert Meter, dann würden sie sicher sein vor dem Schneesturm.

Doch auch der Schlitten näherte sich der Höhle. Die Rentiere schnauften schwer unter der Last der Peitsche. Das zottige Wesen, das den Schlitten führte, kannte kein Erbarmen mit ihnen.

„Toboggan, hörst Du nichts?“, fragte Jak zweifelnd. Es selbst konnte nicht gut in die Ferne sehen und hatte daher den Schlitten des Yeti nicht ausmachen können. Toboggan hatte nichts gehört. Er stand auf seinen Schneeschuhen und ließ sich durch die wunderbare Landschaft ziehen. Außerdem war er todmüde.

Das Bosmutuu hatte es nun ganz deutlich gehört. Es war ein Schlitten in der Nähe. Ein Schlitten mit einem Gespann von mindestens zwanzig Rentieren. „Halt Dich fest“, brüllte Jak, dann rannte es los. Wenn sie die Höhle vor dem Schlitten erreichen würden, waren sie sicher.

„Warum rennst Du so?“, brüllte Toboggan zurück. Er war aus seinem Traum hochgeschreckt. Das Bosmutuu raste wie ein Irrer auf die Höhle zu. Sie war nur noch ein paar Meter entfernt.

„Spring ab“, schrie Jak.

Toboggan zögerte nicht. Er sprang und landete direkt im Höhleneingang im weichen Schnee. Das Bosmutuu hatte eine solche Geschwindigkeit erreicht, dass es erst mitten in der Höhle zum Stehen kam. Sofort machte es kehrt und trabte zurück zum Eingang. Toboggan lag noch immer im Schnee.

„Der Yeti ist uns gefolgt. Er ist dicht hinter uns. Siehst Du ihn nicht?“, fragte Jak leise.

Toboggan blickte vorsichtig auf. Jetzt sah er ihn auch. Nicht weit entfernt stand der Schlitten des Yeti. Doch von ihm selbst gab es keine Spur. Toboggan begriff. Er hat uns entdeckt, dachte er, und will uns überraschen?

„Was meinst Du?“, flüsterte Toboggan, „werden die Rentiere mir gehorchen?“

„Ich werde es ihnen befehlen“, erklärte Jak. Es konnte sich etwa vorstellen, was Toboggan vorhatte. „Dann los“, sagte es. In diesem Augenblick brüllte Jak laut los, in einer Sprache, die Toboggan nicht verstand. Das Leittier brüllte zurück und der Schlitten setzte sich in Bewegung. Das Bosmutuu stieß Toboggan unsanft an. „Jetzt lauf!“, brüllte es und Toboggan rannte auf den Schlitten zu.

Jak hatte ein Geräusch in der Höhle gehört. Blitzschnell drehte es sich um. Der Yeti! Jak schnaubte wild und rannte dem Schneemenschen entgegen. Der Yeti schrie ihn an. Er befahl ihm sofort stehen zu bleiben, aber das interessierte das Bosmutuu nicht. Jak sprang mit einem mächtigen Satz auf ihn zu. Dann wendete er abrupt und spurtete aus der Höhle, so schnell ihn seine Beine trugen. Toboggan hatte indes den Schlitten in die richtige Richtung gebracht. Er sah, als er sich umdrehte, wie Jak aus der Höhle stürmte.

„Ich werde zurückkommen“, versprach er, „ich werde zurückkommen, um Euch zu befreien.“ Dann drehte er sich um und gab den Tieren die Sporen. Der Schlitten brachte ihn bis zur Schneegrenze weit hinter dem letzten Schneekettenberg. Er bedankte sich bei den Rentieren, und gab ihnen noch einen Gruß für Jak mit auf den Rückweg

Das Leittier machte ihn noch einmal auf sein Versprechen aufmerksam: "Du musst wiederkommen und uns vom Schneemenschen befreien!"

Toboggan nickte: „Ich werde kommen.“

Dann stieg er den Berg herab ins Tal.

*

Toboggan hatte es geschafft. Schloss Holjawik war bereits zu sehen. Er würde noch einige Zeit auf der geraden Straße gehen, dann war er direkt im Schloss und konnte Ajanka warnen..

Die achtunddreißig kleinen Türme mit ihren viertausenddreihundertzwei zierlichen Zinnen strahlten rot, wie die Sonne. Ein sanftes beruhigendes Gefühl der Wärme ging von dem Schloss aus, wie eh und je. Die Vögel sangen ihre Lieder und Schmetterlinge tanzten dazu einen stillen aber zauberhaften Tanz.

Luis war ganz hingerissen von dieser Schönheit. Die Kytla war nicht so begeistert wie er. Sie hatte Angst davor ins Schloss zu kommen; denn sie

wusste, dass sie bei den Wesen dort nicht gern gesehen war. Sie landete genau am Eingang, vor dem mächtigen Portal aus schillerndem Perlmutter.

Im Hof war eine große Menge versammelt. Die Kytla war fest davon überzeugt, dass man sie schnappen und ihr das Gefieder über die Ohren ziehen würde, sobald sie durch das Tor geschritten kam. Luis hingegen ahnte, dass die Menge seinetwegen dort wartete - wie damals bei der großen Versammlung.

„Komm, sie tun Dir nichts“, versicherte er der Kytla.

„Und wenn sie mich zerreißen? - nein, ich kann da nicht hineingehen!“

„Ach Blödsinn. Ich beschütze Dich. Ich verspreche Dir, dass Dir niemand etwas tun wird!“

Die Kytla sah Luis misstrauisch an. Wenn Luis mich bezwungen hat, dachte sie, dann wird er mit der Meute da drin sicher auch fertig werden: „Also gut, ich komme mit!“

Stolz watschelte sie wie eine zu groß geratene Ente hinter Luis durch das Portal. Sie schritten die Reihen der Bewunderer ab. Alles jubelte und tobte vor Begeisterung. Sie drängten sich so nah an sie heran, dass Luis kaum Platz fand, um auf die Treppe vor dem goldenen Palast zu kommen. Die Menge toste.

Von der Treppe war eine Abordnung heruntergestiegen, um Luis zu begleiten. Die Wesen hatten alle die gleiche Uniform an und - was das

Komische war - zwei Köpfe, einen nach vorne gerichtet, den anderen nach hinten. Sie drängten die Massen zurück und machten Luis den Weg frei.

Aber Luis wollte noch gar nicht in den Palast. Er blieb auf der obersten Stufe stehen und sah zu der Menge hinunter. Dann räusperte er sich, so wie er es von diesen Leuten im Fernsehen kannte, und begann: „Liebe Freunde ...“

Alba, der im Tor stehend auf Luis gewartet hatte, hielt sich die Augen mit den zerzausten Flügelfedern zu. Er ahnte, nein er wusste, was gleich geschehen würde - und es geschah.

Pivox standen die Tränen in den Augen. Er war überglücklich Luis wiederzusehen. Biedies und Hüpfblumen sprangen wild durcheinander und all die anderen Wesen klatschten und jubelten begeistert. Nur die Kytla versteckte sich misstrauisch hinter Luis, der als Versteck natürlich viel zu klein für sie war. Sie traute dem Frieden noch nicht so recht.

Die Schtenze, das waren diese seltsam witzigen Hofwachen mit den zwei Köpfen, mussten ihren Widerstand gegen die Meute bald aufgeben. Biedies huschten ihnen zwischen den Beinen durch und die Hüpfblumen bliesen sich zu dem vierfachen ihrer normalen Größe (die immerhin schon der einer ausgewachsenen Sonnenblume entspricht) auf und drängten damit einfach alles auseinander.

Luis lachte. Er lachte laut. So laut, dass alle anfang zu lachen: Hüpfblumen, Biedies, Pivox und Alba, Schtenze, selbst die Kytla und all die unzähligen anderen Wesen, die an der Begrüßung teilnahmen.

„Der Junge hat recht“, rief jemand aus der Menge.

„Luis ist der Größte!“, posaunte eine Hüpfblumen. Sie hatte sich so aufgeplustert, dass sie beinahe vom Boden abhob. Alle lachten und weinten gleichzeitig vor Rührung und Begeisterung.

„Darf ich ...?“

Es war aussichtslos. Luis versuchte eine Rede zu halten, aber alle waren so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass es sinnlos schien. Dann eben nicht, dachte er und lachte weiter mit den anderen. Zwar wusste nach einer Weile keiner der Anwesenden mehr, warum sie eigentlich lachten, aber ... nein, möglicherweise wusste es niemand, doch einer war unter ihnen, dem das Spektakel Hoffnung gab. Toboggan.

Er war gerade rechtzeitig gekommen um Luis Ankunft mitzuerleben. Und seitdem versuchte er, sich durch die Masse zu Ajanka durchzuwühlen. Immer wieder wurde er zurückgedrängt, weil niemand einsah, seinen ohnehin schon schlechten Platz auch noch für einen Riesen zu opfern, damit dieser, der sowieso viel besser sehen konnte, noch ein Stück näher an den Helden herankam. Toboggan packte endlich die Wut. Er stieß die ganzen kleinen Wesen, die ihm den Weg versperrten, auseinander, wie ein Kartenhaus und arbeitete sich so zu einem der unzähligen Seiteneingänge vor. Wenigstens bleibt der Junge da oben stehen, dachte er.

Die Seitentür war nicht bewacht. Die Schtenze, die eigentlich die Ordnung hatten herstellen sollen, waren selbst viel zu fasziniert von dem Jungen im

Ringelschlafanzug, als dass sie auch nur annähernd an ihre eigentliche Aufgabe gedacht hätten.

So gelangte Tobogggan unbemerkt ins Schloss. Er rannte die Gänge entlang und suchte in der Unendlichkeit diese strahlend prunkvollen Gebäudes nach dessen Herrin. Endlich fand er Ajanka. Sie stand hinter einer Palastpforte und sah sich das Spektakel von dort aus an.

„Ajanka“, flüsterte der Titan. Er hatte Angst, von Luis gesehen zu werden; dann wäre alles verloren gewesen. „Ajanka, ich muss Dich unbedingt sprechen!“

Ajanka winkte ab. Sie wollte jetzt nichts wissen von diesen ganzen offiziellen Sachen. „Ajanka“, flüsterte Tobogggan noch einmal, „es geht um Luis. Du bringst ihn in Gefahr, wenn Du ...“

Ajanka sah Tobogggan mit großen Augen an. Sie bedeutete ihm in einem kleinen Zimmer zu verschwinden. Tobogggan ging. Er brauchte nur einen Moment zu warten, bis sie ihm folgte.

„Was ist mit dem Kind?“, fragte sie irritiert. Es missfiel ihr offensichtlich, sich mit Tobogggan zu unterhalten, wo sie sich doch so auf den Jungen gefreut hatte.

„Weißt Du nicht, wer er ist?“, begann der Riese ruhig.

„Luis, der Junge, der auf dem Regentropfen zu uns kam“, antwortete sie, als ob es das Normalste von der Welt wäre. Und im Traumland war es das vermutlich auch. Was? - na das Normalste der Welt!

„Luis, das ist richtig, aber Luis ist nicht einfach nur so gekommen. Er sucht etwas, doch er hat vergessen, was es ist.“

Ajanka winkte ab: „Deshalb hast Du mich hierher geholt?“

„Nein, natürlich nicht.“

Toboggan flüsterte immer noch. Er war in Gedanken noch draußen und hatte Angst, bemerkt zu werden. „Luis ist hierher gekommen, weil er seine Mutter sucht. Ajanka, ich habe das Bild seiner Mutter im Garten der Fragen gesehen. Du bist es. Ajanka, Du. Er sucht Dich. Verstehst Du jetzt, warum es so wichtig war?“

Ajanka verstand es. Sie selbst hatte den Traumländern von ihrem kleinen Sohn erzählt, den sie damals hatte verlassen müssen. Sie wollte es zwar nicht glauben, aber sie musste zugeben, dass Toboggan recht hatte. Sie durfte Luis auf keinen Fall vor die Augen treten. Er würde für immer im Traumland bleiben wollen und das ging auf gar keinen Fall.

Verzweifelt lief sie im Raum herum, wie eine eingesperrte Wildkatze.

„Was soll ich denn nun machen?“

Sie sah den Titan an. Einen Augenblick lang wünschte sie, er hätte es ihr nie gesagt, aber das nutzte jetzt natürlich auch nicht mehr viel.

„Flieh“, antwortete er mit fester Stimme, „flieh irgendwo hin. Ein gewichtiger Grund wird Dir schon einfallen. Wenn Du willst, begleite ich Dich!“

Ajanka nickte. Sie rief ihren Vertrauten, den Greusling Nautan, den Hauptmann der Wachgarde, zu sich und erklärte ihm mit knappen Worten, was er zu tun hatte. Dann ließ sie den Wagen anspannen und verließ das Schloss durch das hintere Tor.

„Ajanka, wo willst Du hin?“, fragte da jemand mit einer sehr tiefen Stimme.

„Ajanka muss fort“, antwortete Toboggan knapp. Er wusste, dass es nur Saraliso hatte sein können, dessen Stimme körperlos im Innern der Kutsche erklang. Ajanka suchte indes nach der Stimme, ohne ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

„Es geht um die Mutter von Luis!“, sprach Toboggan weiter, „die ganze Suche des Jungen hatte immer nur ihr gegolten, erinnerst Du Dich? Luis kam nur nicht darauf, weil er seine Mam immer in Amerika vermutete und nicht im Traumland.“

Saraliso war jetzt alles klar - beinahe wenigstens. „Aber was hat das mit Ajanka zu tun?“ wollte er wissen.

„Ich bin seine Mutter“, mischte sich die Herrin ein, die mittlerweile auch ahnte, mit wen sie sprach. Mit zitternder Stimme fuhr sie fort: „Toboggan fand mein Bild in den Gedanken des Jungen!“

„Was willst Du jetzt machen?“

„Ich weiß es noch nicht. Ich werde die Osterfee besuchen. Dort habe ich genügend Ruhe und Zeit, über alles nachzudenken. Du kannst mir einen Gefallen tun. Sag Luis, es täte mir Leid, aber ich müsse dringend einen wichtigen Besuch erledigen; wohin wüsstest Du nicht!“

Ajanka lächelte: „Ach, was rede ich. Du hättest ihm sowieso nichts anderes gesagt, entschuldige Geist!“

„Pass auf ihn auf“, fügte Toboggan hinzu. Er gab zu bedenken, dass die Kytla von Natur aus ein gemeines Wesen sei, das ständig danach trachtete, etwas Schlimmes auszuhecken, dass Luis am besten wieder zurückgebracht werden sollte und und und ...

Saraliso hörte sich das nicht mehr alles an. Er zog es vor, zu Luis zurückzuschweben. Er musste ihn ablenken, so sehr ablenken, dass Luis nicht einmal im Traum daran dachte, die Fee Ajanka besuchen zu wollen. Doch wie sollte er das nur anstellen? Saraliso wusste es nicht, aber das war auch gar nicht nötig; denn außer ihm hatte noch ein anderes Wesen zugehört, dass sich der Sache auf seine, nein auf ihre Weise annahm.

(Hierzu muss gesagt werden, dass unsichtbare Wesen auch für andere unsichtbare Wesen natürlich unsichtbar sind. Sie stoßen nicht einmal mit

den unsichtbaren Köpfen zusammen, so unsichtbar sind sie. (Das gilt allerdings zunächst nur für das Traumland))

Es war die Zeit. Niemand hatte sie herbeigerufen, als es darum ging, gegen den Sumpf zu kämpfen. Auch hatte man sie nicht um ihre Meinung gebeten, als man nach Luis Frage suchte. Aber das nahm sie niemandem übel. Sie war eben genau wie Saraliso unsichtbar und wurde daher häufig vergessen. Und sie hielt sich auch gerne aus den Angelegenheiten der Traumländler heraus, schließlich hatte sie in der Welt der Menschen schon mehr als genug zu tun, vor allem, wenn es darum ging, Gelangweilten die Langeweile noch langweiliger zu machen und den atemlosen Menschen, die immer in Eile waren, die Eile noch zu erhöhen, bis sie vollkommen außer Atem gerieten.

Aber hier musste sie eingreifen. Sie wollte nicht zulassen, dass dem Kind, das ins Traumland gekommen war, weil es mit der Welt der Menschen nicht zurecht kam, unrecht getan würde. Luis dürfte nicht im Traumland bleiben, das wusste sie sehrwohl, aber er sollte auch nicht noch trauriger und enttäuschter hier weggehen als er gekommen war.

Auf dem Schlosshof waren sie noch alle versammelt. Das erschien der Zeit günstig für etwas, das sie schon vor langer, langer Zeit geplant hatte.

Sie ließ die Sonne untergehen und es Nacht werden, was zur Folge hatte, dass alle außer Luis, für den Tag und Nacht ja vollkommen normal waren, Angst bekamen und ein endloses Tohuwabohu veranstalteten. Nicht einmal Pivox und Saraliso konnten sich die plötzliche Nacht erklären.

Als wirklich alles komplett verwirrt war, sprach die Zeit mit donnerdröhnender Stimme: „Es wird Nacht, meine Lieben. Lange habt Ihr keine Nacht mehr gehabt, aber die Menschen, die hierher kommen, die brauchen die Nacht - wie sie den Tag ...“

Während die Zeit so erzählte, berieten Saraliso und Pivox, was getan werden konnte, um Luis zu helfen. Pivox schlug vor, Luis wieder zurückzubringen in die Welt der Menschen. Es fiel ihm zwar schwer, dies zu sagen, aber er hielt es für das Allervernünftigste.

„Aber vorher“, fuhr er fort, „könnte uns Luis helfen, dieses seltsame Etwas aus Albland zu vertreiben; dann hätte er eine Aufgabe und könnte obendrein Traumländern und Menschen damit helfen!“

„Saraliso, Pivox, Luis, kommt ins Schloss“, raunte die Zeit, „ich glaube, wir sollten gemeinsam ein wenig in dem Sumpf aufräumen!“

Das hatten natürlich alle gehört. Und sie waren begeistert. Die Masse johlte. Alle waren davon überzeugt, dass Luis das Problem lösen konnte.

Währenddessen ließ es die Zeit wieder Tag werden. Sie versprach, die nächste Nacht richtig lange andauern zu lassen, doch bis dahin sollte sich erst einmal jeder gründlich vorbereiten, Kerzen und Fackeln besorgen und ein paar Glühwürmchen vielleicht.

Luis und Pivox hatten in bequemen seidenbezogenen Sesseln Platz genommen. Die Zeit und Saraliso tasteten sich vorsichtig durch den Raum. Schließlich wollte keiner dem anderen zu nahe treten.

Nachdem alle vier bereit waren, fing die Zeit an zu erzählen: „Damals, als ich meine Aufgabe im Traumland aufgrund der allgemeinen Umstellung aufgab, ist es zufällig gerade Tag gewesen. Es gab nun keine Zeit mehr und so sollte es immer Tag bleiben. Im ganzen Traumland war man sich einig, dass der Tag durch seine Güte, Wärme und Freundlichkeit viel schöner sei, als die Nacht. Dabei wurde jedoch vergessen, dass die Menschen die Nacht ebenso brauchen wie den Tag. Alle Ängste widmen sie der Nacht, all ihre Geheimnisse verstecken sie in der Dunkelheit. Und ganz plötzlich gab es in ihren Träumen nur noch den hellen fröhlichen Tag. Ich fürchte, dass sie ganz einfach die Nacht im Traumland vermissen.“

„Aber was hat denn das mit dem Sumpf zu tun?“, warf Pivox ungeduldig ein.

„Eine Menge, wenn ich die Zeit richtig verstanden habe“, mischte sich Saraliso in das Geschehen. „Wie wir auf dem letzten Treffen hörten, träumen die Menschen zunehmend aus Albland. Sie suchen dort unter den Mächten des Geheimnisvollen den Ersatz für die Nacht.“

„Warum brauchen die Menschen denn die Nacht?“, wollte Luis wissen. Er empfand die Nacht als pure Zeitverschwendung und das „Ins Bett gehen müssen“ schon mal erst recht!

Sie benötigen die Nacht zum Träumen. Und in ihren Träumen können sie das erleben, was sie am Tage nicht zugeben dürfen, wenn sie zum Beispiel Angst vor der Wirklichkeit, einer Arbeit, einem Lehrer oder Mitmenschen

haben“, stellte Pivox fest. „Die Erwachsenen machen viele Fehler, genau wie die Kinder. Doch sie glauben zu wissen, was richtig und was falsch ist, obwohl die Kinder, denen sie niemals glauben, es in Wirklichkeit häufig viel besser wissen. Das Gefühl der Kinder ist gut, ein gerechtes Gefühl, auch wenn die Erwachsenen das oft nicht verstehen können oder wollen. Außerdem geben die Kinder ihre Fehler zu. Lügen lernen sie erst von den Erwachsenen. Wenn die Erwachsenen dann schlafen, können sie die ganzen Lügen im Traum abschütteln und fühlen sich hinterher besser. Ja - für viele Menschen ist Träumen wie eine Waschmaschine!“

Luis sah Pivox nachdenklich an. Aber mein Vater kann doch viel mehr als ich, dachte er. Er ist doch viel klüger. Warum sollte er den lügen oder Angst vor jemandem oder etwas haben?

„Das verstehe ich nicht!“, erwiderte er, nachdem er sich die Sache reiflich überlegt hatte.

„Du musst das auch nicht verstehen“, beruhigte ihn die Zeit, „es ist im Moment nicht so wichtig. Hauptsache ist, dass wir wissen, dass die Menschen die Nacht genau so nötig haben wie den Tag. Ich glaube, es gäbe keinen Sumpf, wenn ihn die Menschen nicht gebraucht hätten.“

„Bevor wir hierher gekommen sind, hätte ich Dir sicher recht gegeben“, sagte Pivox nachdenklich, „aber inzwischen ist etwas passiert, das uns Angst macht. Dieses Etwas, dieser Sumpf, wie Ihr es nennt, ist stehen geblieben. Er hat aufgehört sich weiter auszubreiten. Es wird sogar behauptet, dass er sich zurückzieht. Und das, bevor die Zeit die erste Nacht gebracht hat.“

„Ich nehme an, dass ich Euch das erklären kann“, mischte sich Tobogggan ein.

Er war ganz leise hereingekommen, um die anderen nicht zu stören. Tobogggan hatte sich bei der Osterfee von Ajanka verabschiedet und war sofort zurückgekehrt. Genau genommen lag Schloss Holjawik auf dem Weg; denn er war jetzt auf der Reise zu den Schneekettenbergen um sein Versprechen einzulösen. Als Luis ihn sah, sprang er auf und lief dem Titan in die Arme. Tobogggan nahm ihn hoch und fuhr mit seiner Rede fort:

„Als ich auf dem Weg hierher war, lief ich geradewegs in den Sumpf. Es ist furchtbar dort. Je weiter ich ging, desto tiefer versank ich im Morast. Außerdem hüllte mich der grüne Nebel ein und ich konnte bald nicht mehr die Hand vor Augen sehen. Mir war kalt und ich hatte Angst.

Ich wäre versunken, wenn nicht plötzlich vor mir eine kleine Insel aufgetaucht wäre. Ich kenne das Gebiet, in dem sich der Sumpf ausgebreitet hat, seit langem. Dort gab es bis vor kurzem weder eine solche Insel noch einen Hügel, der inmitten des Sumpfes zur Insel hätte werden können. Wisst Ihr, was das bedeutet?“

Pivox nickte. Auch Saraliso und der Zeit war klar, was da geschehen war: irgendwelche Menschen hatten von Tobogggan geträumt. Sie waren ihm durch den Sumpf gefolgt, hatten mit ihm gelitten und mächtig viel Angst bekommen. Und zuletzt, als es immer dunkler wurde, da konnten sie es nicht mehr ertragen. Aber sie konnten einfach nicht aus ihrem Traum

erwachen; dazu war es zu spät gewesen. Schließlich erdachten oder erträumten sie diese Insel der Rettung - für sie selbst und für Toboggan.

„Und Du meinst“, fragte Toboggan die Zeit, „wenn die Nacht im Traumland wieder dazu gehörte, würde der Sumpf verschwinden?“

„Ob er dadurch verschwindet oder sich auflöst, weiß ich nicht, aber ich nehme an, dass die Menschen begonnen haben, etwas zu tun. Sie sehen nicht mehr nur zu, sondern sie machen mit - in ihren Träumen.“

„Ja“, betonte Pivox mit einem breiten Grinsen, das über den ganzen Kürbiskugelbauchkopf ging, „sie machen etwas.“ Zu Luis gewandt, sprach er weiter: „Sie haben Hoffnung. Luis komm, wir wollen in den Schlosshof gehen und den anderen erzählen, was wir wissen!“

Toboggan öffnete die Tür. Er trug Luis zu einem Podest oberhalb des Hofes. Als sie durch das Palasttor kamen, trauten sie ihren Augen nicht. Es war niemand mehr da, außer den Schtenzen. Und die saßen zitternd auf den Stufen und stammelten etwas, das keiner verstand. Ach ja, die Kytla war noch da.

„Was ist geschehen?“, fragte Toboggan fassungslos.

„Ich weiß es nicht genau“, stammelte die Kytla. „Die Piraten kamen und erzählten uns, dass es ganz in der Nähe ist. Und das es aufs Schloss zukommt.“

„Das es kommt? Das Was kommt?“

„Das haben sie nicht gesagt. Dazu ging alles viel zu schnell. Sie stürzten in den Hof, zitternd, mit weit aufgerissenen Augen und zerfetzten Kleidern. Dann schriegen sie, dass sich alle retten sollten. Da dachte keiner daran, sie zu fragen, was es eigentlich sei. Alle rannten wild durcheinander und stürmten aus dem Schloss. Auch die Piraten flohen, so schnell sie nur konnten!“

„Wo ist Alba?“, fragte Pivox.

Er hatte nur einen Teil des Gespräches mitbekommen und fürchtete, dass der arme Alba vielleicht den Kopf verloren haben könnte.

„Er ist weggeflogen“, antwortete die Kytla knapp.

„Wohin?“

„Weiß ich nicht - hat er nicht gesagt!“

„Was sollen wir nun machen?“, fragte Luis, der gar nicht so recht wusste, was er von der Sache zu halten habe.

Toboggan und Pivox sahen die Kytla mit einem Blick an, der so deutlich war, dass selbst das dümmste Monster es begriffen hatte: „Kytla sind Rubernegies und Rubernegies sind Drachen und Drachen können fliegen, also fliegen wir los, um zu sehen, wer oder was da gerade auf uns zu kommt!“

„Ist schon gut!“, raunte sie nach einem schweren Seufzer, „ich werde mir das Ding mal anschauen!“

„Ich komme mit“, rief Luis begeistert. Er hatte dieses Etwas ja bereits mit Pivox und Alba auf dem Weg zu der Versammlung in Augenschein genommen. Und dieses Mal, ja dieses Mal würde er keine Angst mehr davor haben. Er roch förmlich das Abenteuer und er liebte diesen Geruch.

Pivox sah Toboggan Kürbiskugelbauchkopfschulterzuckend an. Der Titan nickte: „Lass ihn fliegen, er weiß schon, was er tut.“

„Danke“, sagte Luis freudestrahlend, dann schwang er sich auf die Kytla, wie ein Cowboy auf sein Pferd. Sie schwebten bald sehr hoch am Himmel, um gleich in die Richtung der Schneekettenberge abzdrehen.

Die Kytla brauchte mittlerweile nur noch ein paar kräftige Flügelschläge und schon hatten sie den Fuß der Berge erreicht. Sie sind wunderschön, dachte Luis. Schon beim Hinflug waren sie über die Berge geflogen, doch Luis hatte damals nichts von deren Schönheit bemerkt. Er hatte wieder einmal geträumt. Aber deshalb war er ja auch schließlich im Traumland.

Dafür sah er die schillernd glitzernden Eis- und Schneeberge nun um so deutlicher. Er war so begeistert, dass er die Kytla bat, etwas langsamer über sie hinweg zu fliegen.

„Langsamer“, rief er, „flieg doch nicht so schnell, ich will das sehen.“

Die Kytla flog schon so langsam sie konnte. Ja, sie flog eigentlich nicht mehr, sie schwebte mit dem Wind und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. „Es geht nicht langsamer“, krächzte sie.

Aber Luis hörte das nicht. Er staunte über die großen weißen Berge. Über die bizarre Gestalt, tausend Figuren, die darin verborgen waren. Er kannte die Geschichte vom versteinerten König mit den Königskindern, die alle im Fels erstarrt waren. Der große Block da hinten, das ist bestimmt der König, dachte er. Nur über den Namen war er sich nicht ganz im klaren; war es Drosselbart, Barbarossa oder der Watzmann? Aber das war auch nicht so wichtig.

„Da unten ist etwas“, krächzte die Kytla, und senkte ihre Flughöhe. Sie wurde schneller und setzte zu einem steilen Sturzflug an, was Luis jedoch nicht weiter störte. Er suchte die Gegend ab, bis auch er etwas entdeckt hatte.

„Ja, ich sehe es auch“, schrie er, „schneller, steiler, nun mach doch schon, beeil dich!“, rief er und krallte sich in den schuppigen Panzer der Kytla, wie ein Reiter in die Zügel seines Pferdes.

Die Kytla kam ins Wanken. Sie hatte sich so sehr erschreckt, dass sie beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Unter ihnen fuhr der Yeti. Er trieb eine riesige Rentierherde durch die Berge, genau auf das Schloss zu.

„Was ist das da unten?“, schrie Luis, der weder den Yeti kannte, noch etwas von dessen böser Geschichte wusste. Luis sah nur ein in weißen Pelz gehülltes Wesen, das eine Herde antrieb, die von weitem einer Herde von

Wildpferden sehr ähnlich sah. Und er trieb sie mit einer mächtigen Peitsche vorwärts - wie gesagt, genau auf das Schloss zu.

„Es ist der Yeti“, krächzte die Kytla, „er jagt die Rentiere nach Holjawik!“

„Warum, will er die Fee besuchen?“, schrie Luis zurück.

„Nein, ganz sicher nicht. Ich glaube eher, er hat etwas gegen Feen und deren Schlösser. Es wird angreifen!“

Luis überlegte nicht lange. Sie mussten die Schlossbewohner sofort vor der drohenden Gefahr warnen. Andererseits war da ihr Auftrag, den Sumpf oder das Etwas zu erkunden.

„Was meinst Du, sollen wir nun tun?“, fragte Luis die Kytla.

Sie war froh, dass er sie nach ihrer Meinung fragte; denn von sich aus hätte sie sich niemals geäußert. Sie hatte Luis ja schließlich geschworen, ihm zu gehorchen. Sofort flog sie eine großen Schleife, sah noch einmal hinunter, um sich zu vergewissern, dass der Yeti wirklich zum Schloss wollte und hetzte dann in einem wahnwitzigen Tempo zurück.

Luis krallte sich in ihrem Nacken fest. „Schneller“, schrie er, „los, zeig mir was Du kannst!“

Er ritt die Kytla, wie ein Jockey den Wind. Und sie flog, schneller und schneller und schneller. Beinahe überholte sie sich selbst dabei. Ja - sie gab wirklich ihr letztes.

Auf dem Weg überholten sie Alba, der lahm wie eine Ente in der Luft hing, obwohl er den Eindruck machte, als habe er es unheimlich eilig. Seine Zunge hing schlaff heraus und die Augen waren vollkommen verdreht von der Anstrengung.

„Glaubst du wirklich, dass dieser Schneemensch das Schloss angreifen wird?“, schrie Luis mit aufgebracht Stimme.

„Ja, sonst hätte er es nicht so eilig“, keuchte die Kytla.

„Aber Holjawik ist doch gut bewacht. Dort sind doch die Schtenze. Sie sind groß und stark und können es mit einer Herde Rentiere doch sicher aufnehmen?“

„Ja vielleicht, aber gegen den Yeti haben sie kaum eine Chance. Es gibt nur einen, der ihn überwinden kann, das ist Tobogggan.“

„Tobogggan, heißt das, dass er gegen den Schneemenschen kämpfen muss?“

„Ich fürchte, er hat keine Wahl“, stammelte die Kytla atemlos. Sie brachte dabei kaum noch einen Ton heraus.

„Wir werden Tobogggan helfen“, schrie Luis wild entschlossen, „Tobogggan, wie kommen - schneller - schneller - schneller!“

Mit letzter Kraft erreichten sie das Schloss. Pivox stand auf einem der vielen kleinen Türme und winkte ihnen zu. Saraliso saß mit Toboggan und einigen Schtenzen im Hof zusammen. Sie beratschlagten, ob man das Schloss räumen solle, wenn der Sumpf kam. Die Mehrheit der Wachen war dafür, aber Toboggan und der Geist hielten das für unangebracht und töricht. Sie konnten schließlich nicht das ganze Traumland räumen, nur weil ein alter übel riechender Sumpf, ein morastiges Brackwasser, ein schleimiger Schlamm es so wollte.

Die Kytla landete mitten in der kleinen Runde. Sie hechelte nach Luft und stöhnte.

„Erzähl du es“, prustete sie, schlug der Länge nach hin und rührte sich fortan nicht mehr.

„Was hast Du mit ihr gemacht?“, wollte Toboggan erstaunt wissen. Er fand es eher komisch, dass die sonst so mächtige und starke Kytla sich von einem kleinen Jungen derart scheuchen ließ.

Luis ging nicht darauf ein. „Er kommt“, rief er fassungslos.

„Wer kommt“, fragte Greusling Nautan, der Hauptmann der Garde erstaunt.

„Na, der Yeti kommt, wer denn sonst?“ (als ob der Yeti für Luis die älteste Sache der Welt wäre - dabei hatte er vor wenigen Minuten zum ersten Mal in seinem Leben etwas von diesem Schnee-Un-Menschen gehört)

Das verschlug allen die Sprache ... der Yeti? Sie hatten gedacht, der Sumpf würde sie bald alle verschlingen. Mit diesem wildgewordenen Schneemob hatte niemand gerechnet. Tobogggan wollte gerade aufstehen und mit bedenklicher Miene etwas sagen, als Alba regelrecht vom Himmel fiel. Er hatte dabei jedoch Glück - und die Kytla gewissermaßen ziemliches Pech. Plumps, pardauz, stürzte er geradewegs auf sie herab.

„Du Trottel, Du Tollpatsch“, schimpfte die Kytla, „kannst Du Deine Glupschaugen nicht aufmachen?“

Alba registrierte das Gezeter gar nicht. „Der Yeti“, schrie er so laut, als wenn die anderen Kilos von Metern weit entfernt stünden.

„Ich weiß“, erwiderte Tobogggan trocken. Er sah die anderen an. Sein Blick verriet, dass er irgend etwas im Schilde führte. In atemloser Stille verfolgten ihn alle Augen der Runde.

„Nun“, sagte er endlich, nach einer mit Bedeutung überfüllten Pause, „ich werde ihm wohl entgegen gehen müssen!“

„Du gehst aber nicht allein“, protestierte die Kytla, die beinahe wieder zu Kräften gekommen war. „Ich werde Dich begleiten - irgendwer muss ja schließlich auf Dich aufpassen!“

Im tiefsten Innern war Tobogggan froh über die Entscheidung der Kytla. Auch fand er es angebracht, vor Luis die Lage etwas zu verniedlichen, wenn er andererseits sicherlich niemanden zum Aufpassen gebrauchen konnte.

„Mit dem Yeti werdet Ihr vielleicht fertig“, gab Alba zu bedenken, „aber nicht mit diesen wildgewordenen zotteligen Rentieren! Es sind zu viele. Sie werden Euch einfach überrennen!“

„Das glaube ich nicht“, erwiderte Toboggan. Er hatte ihnen ja versprochen zurückzukehren, um sie von dem Schneemenschen zu befreien. „Verteidigt Ihr nur das Schloss, falls sie tatsächlich bis zu Euch vordringen sollten.“

Toboggan stieg auf die Kytla. Ihm war nicht ganz wohl dabei; denn er hatte ebensolche Angst vor dem Fliegen wie Pivox, und nicht einmal halb so viele Hände zum Festhalten.

„Fertig?“, krächzte die Kytla.

Dann nahm sie einen kurzen Anlauf, hob schnell und geschickt vom Boden ab und glitt durch die Lüfte in eine ungewisse Ferne.

Auf dem Schlosshof begann derweil ein reges Treiben. Nautan teilte die Schtenze ein, Pivox suchte tausend Sachen zusammen, um das Haupttor zu verrammeln und Saraliso wühlte im Schloss herum. Er suchte etwas, wusste aber wohl selbst nicht so ganz genau, um was es sich dabei handelte. Aber er war ganz zuversichtlich, dass er es finden würde.

Luis tat nichts. Er stand auf dem Schlosshof, der mittlerweile schon eher einem Kasernenhof glich, nur allen im Weg. Andauernd musste er ausweichen, weil entweder Pivox und Alba irgend welches

Krimskramsartiges Gerümpel über den Hof schleppten, oder sich die Schtenze in heilloser Panik gegenseitig beinahe umrannten (obgleich man gerade diesen Zeitgenossen nicht nachsagen kann, sie hätten ja hinten keine Augen).

Luis begriff überhaupt nicht, warum die alle so ein Theater machten. Er fand es ziemlich lächerlich, dass hier gekämpft und verteidigt werden sollte. Solche Spiele mochte er einfach nicht, was ihm auch niemand übel nahm.

„Luis, Du musst hier weg“, rief Pivox jedes Mal, wenn er an dem Kind vorbeikam, „geh an die Seite!“

„Ich denke gar nicht mal daran“, höhnte Luis jedes Mal zurück, „ich bleibe hier, genau hier, ob es Euch passt oder nicht!“

Saraliso verfolgte das eine Zeitlang. Dann wandte er sich an Luis mit seiner tiefen vertrauensvollen Stimme und meinte, dass es diesmal vielleicht doch etwas gefährlich werden könne. Aber Luis interessierte das nicht. „Ich bleibe hier und damit basta!“ erwiderte er und lief zum Tor. Er wollte von einem der unzähligen Türme alles beobachten.

Toboggan und die Kytla hatten den Yeti erreicht. Sie versuchten ihn von hinten anzugreifen. Der Schneemensch war derart in Rage, dass Toboggan sich keine große Hoffnung machen konnte, ihn zu bezwingen. Aber immerhin hatte der Yeti die zwei noch nicht bemerkt und so wollten sie einen Angriff wenigstens versuchen. Die Kytla flog ganz dicht an den

Schlitten heran, damit Toboggan abspringen konnte um den Yeti von dem Rentiergespann herunterzuholen.

„Näher heran“, schrie er, „näher ...“

Und da war es auch schon passiert. Der Yeti hatte sie entdeckt. Er drehte sich ruckartig um und schlug mit seiner langen Peitsche nach der Kytla. Gleichzeitig zog er an den Zügeln, so dass die Rentiere zusammenzuckten, die Hufe nach vorne stemmten und abrupt stehen blieben. Der Schlitten verlor das Gleichgewicht flog durch den Schnee. Doch das interessierte den Yeti nicht die Bohne. Schnell stand er wieder auf den Beinen und schlug mit der Peitsche nach der Kytla. Dabei traf er schließlich Toboggan und riss ihn von den Beinen. Brüllend schlug er auf den armen Titan ein, der noch nicht wieder in der Lage war, die Schläge abzuwehren.

Die Kytla versuchte indes den Yeti im Sturzflug zu erwischen. Sie hatte große Angst vor ihm, und so schloss sie beim Stürzen die Augen, was zur Folge hatte, dass sie den Schneemenschen verfehlte und hinter ihm in den Schnee rauschte. Sie blieb eine Weile bewegungslos liegen.

Saraliso machte sich inzwischen große Sorgen um Toboggan. Wenn er den Yeti besiegt hätte, so überlegte er, dann müsste er längst zurück sein. Ich muss versuchen, ihm zu helfen, falls das möglich ist. Dann wandte er sich an Pivox und erklärte ihm, was er vor hatte. Pivox wünschte dem Geist viel Glück, aber das hörte dieser nicht mehr. Er hatte das Schloss, das im übrigen inzwischen einer Festung glich, verlassen und sauste schwebend in die Richtung der Schneekettenberge. Er brauchte gar nicht

weit zu fliegen, um die Rentierherde zu erspähen. Sie sind schon sehr nah, dachte er und flog hastig weiter, um Tobogggan zu finden.

Nebel war aufgezogen. Saraliso musste sein Tempo verlangsamen; denn auch einem Geist vernebelt der Nebel bisweilen die Sinne. Saraliso schwebte dicht über dem Boden, wobei er sich mehr auf die Geräusche verließ, die allerdings im Nebel auch an Deutlichkeit verlieren, als auf seine Augen, sofern man bei einem Geist überhaupt von Augen reden kann.

Kreuz und quer flog er, machte Halt um zu lauschen, flog weiter, wechselte die Richtung, stoppte, lauschte wieder - nichts! Absolut nichts! Aber auch gar nichts! Keine Spur von Tobogggan und der Kytla.

Schließlich schwebte er in sicherer Höhe langsam und traurig wieder zurück in Richtung Holjawik. Er traf auf seinem Flug vereinzelt auf Rentiere und auch auf ein paar Bosmutuus. Offensichtlich hatte sich die Herde im Nebel verlaufen und zerstreut. So war wenigstens im Moment kein Angriff zu erwarten.

Der Nebel wurde dichter. Bald war er so dicht wie ein Glas Milch oder eine ganze Kanne. Saraliso schwebte ganz langsam und ganz vorsichtig über dem Boden. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis er auf diese Weise das Schloss erreichte.

Der Yeti hatte derweil seine unbändige Wut an Tobogggan ausgelassen. Erst brüllte er vor Zorn, doch dann begann er hämisch zu lachen. Für den Titan, der hilflos im Schnee lag und die Prügel schweigend ertrug konnte

es keine Rettung mehr geben. Er war dem Schneemenschen ausgeliefert. Und so rührte er sich nicht und ließ die Peitschenhiebe über sich ergehen. Irgendwann, so dachte er, würde er müde werden und die Schläge nicht mehr spüren. Toboggan schloss die Augen, und ergab sich in sein Schicksal. Er bemühte sich an Lorna zu denken, seine Gefährtin, an den Garten, die Zygadjana und daran, wie er Luis kennen gelernt hatte. Er dachte an die Abenteuer, an Ajanka und wieder an Lorna. Sie hatte nicht aufgegeben. Bis zum letzten Atemzug war sie tapfer gewesen, hatte ihm geholfen und nicht einmal geklagt dabei.

Toboggan erinnerte sich, wie er den Yeti überlistet hatte und er hörte im Geiste seinen Bruder Komoggan vor Schmerz schreien und ihm fiel das Versprechen ein, das er den Bosmutuu gegeben hatte. Er war zurückgekehrt, doch den Yeti hatte er nicht bezwungen ... dann wurde er ohnmächtig.

Der Yeti hatte seinen ärgsten Feind besiegt. Zufrieden nahm er die Peitsche und wandte sich um, versetzte der Kytla, die immer noch regungslos im Schnee lag, einen Hieb, rückte den Schlitten wieder zurecht, um die Jagd fortzusetzen.

Geschickt trieb er die Tiere an. „Zum Schloss!“, rief er übermütig, „los Ihr faulen Biester!“, und die Tiere gehorchten. Beinahe nebenbei trieb er die anderen Tiere der Herde zusammen, die bei der abrupten Attacke auseinandergestoben waren und nun herrenlos durch den Nebel irrten. Er war jetzt von seinem Sieg vollkommen überzeugt. So interessierte es ihn nicht einmal, dass zwischen ihm und dem Schloss der Schnee längst abgetaut war und er den Rentierschlitten über die Wiesen zwingen musste.

Mittlerweile hatte Saraliso das Schloss erreicht. Er war erschöpft. Da ihn niemand sehen konnte, bemerkte dies natürlich niemand, eben so, wie niemand wahrnahm, dass sich der Geist in eines der fürstlichen Gemächer zurückzog, um zu schlafen. Er wollte weiter nichts als schlafen, Ein oder zwei Jahre vielleicht oder noch ein paar Tage länger - Hauptsache schlafen.

Luis stand immer noch auf dem Turm, den er sich ausgesucht hatte. Niemand konnte ihn von dort wieder herunter bringen. Nicht einmal mit seinem Lieblingsgötterspeisen-Superpudding oder dem genialsten aller tollen Spielzeuge konnten sie ihn locken. Im Gegenteil - Luis war sogar stolz darauf, dass es niemand schaffte, ihn zu überzeugen, den Platz aufzugeben. Für ihn wurde das zu einer Art Wettkampf und er würde ganz sicher als Sieger daraus hervorgehen.

Das Schloss war befestigt wie eine Trutzburg im Mittelalter. Das würde zwar gegen eine wildgewordene Rentierherde nicht sehr viel nutzen, gab aber den Bewohnern wenigstens ein Gefühl der Sicherheit. Und das war schon eine ganze Menge.

Nautan hatte die Oberschutze zusammengerufen und arbeitete mit ihnen einen Schlachtplan aus. Die einen sollten die Türme besetzen, andere wieder hatten im Innenhof auf die Herde zu warten und sie, falls doch das eine oder andere Tier die Barrikaden durchbrach, wieder nach draußen zu scheuchen. Die Schutze bekamen dazu Fackeln und Peitschen, alles Sachen, mit denen Schutze schon mal gar nichts anfangen können - eigentlich. Aber das spielte, wie gesagt, gar keine Rolle.

Pivox war wahrscheinlich der einzige im gesamten Palast, der nicht so sicher war, dass nichts passieren würde. Es machte ihn stutzig, dass weder Toboggan noch die Kytla noch Saraliso zurückgekehrt war. Der Yeti musste anscheinend doch viel stärker sein, als alle vermuteten. Und wenn Pivox mit seiner Kürbiskopfgrossen Überlegung richtig lag, dann war Luis auf dem Schloss nicht gerade in Sicherheit vor diesem Schneemonster. Unnötig zu sagen, er war in großer Gefahr.

Der Yeti würde ihm wohl nichts tun, da war er sicher, aber er würde ihm all das Böse und Schlechte zeigen und dazu verlocken wollen. Und davor hatte Pivox mächtige Angst.

Unruhig lief er vor dem Podest des Palastes auf und ab und murmelte vor sich hin. Alba, der nicht begriff, worum sich Pivox sorgte, schüttelte nur behebe den Kopf.

„Komm“, sagte Pivox schließlich, „wir müssen Toboggan finden!“

Alba zuckte mit den Schultern. Warum nicht. Ihm sollte es recht sein.

Pivox klammerte sich mit diesen, wie gesagt, unzähligen Armen im Federkleid des Albatross fest und versuchte, sich auf dessen Rücken zu ziehen. Nach dem dritten oder vierten Anlauf brach er das Manöver ab und bat zwei Schtenze um Hilfe. Nachdem sie ihn unter Stöhnen und Ächzen auf Albas Rücken gehievt hatten, hielt er sich krampfhaft im Nacken des armen Vogels fest. Er hatte Glück, dass Luis von der ganzen Aktion nichts

merkte. Er hätte sicher auch mitkommen wollen, doch das hielt Pivox für viel zu gefährlich. Er flüsterte Alba etwas ins Ohr und dann ging es los.

Alba flog erst eine ganze Zeit in die entgegengesetzte Richtung. Auf diese Weise konnte Luis die beiden nicht entdecken. Dann bog er ab und flog direkt auf die Schneekettenberge zu, ungefähr in die Richtung, in die auch Toboggan und die Kytla geflogen waren, Sie hatten Glück: der Nebel hatte sich verzogen. So konnten sie weit ins Land blicken und fanden schnell den Yeti inmitten seiner riesigen Rentierherde.

Pivox und Alba flogen so hoch, dass der Yeti sie nicht entdecken konnte. Aber er war ohnehin so mit sich, den Rentieren und dem Schlittensteuern beschäftigt, dass er kaum etwas um sich herum gewahr wurde.

Pivox hatte Mühe, sich auf dem Rücken des Albatross zu halten und gleichzeitig die Gegend nach den Vermissten abzusuchen.

„Was suchen wir eigentlich?“, fragte Alba, der wohl schon wieder vergessen hatte, worum es hier ging. Pivox allerdings war diese Frage zu dumm, und so blieb er stumm und antwortete also auch einfach nicht.

„Hier her - Hilfe!“ Eine fitzelig fieselig krächzende Stimme drang zusehnd zaghaft zu ihnen in die Lüfte. Ehe sich's der Kürbiskugelbauchkopf versah, vollführte der Albatross eine falkengleich Wendung gefolgt von einem Falkengleichen Sturzflug. Schade nur, dass er ein Albatross und kein Falke war. Dumm gelaufen, landete er - platsch, pautz, pardauz in einem klitschenassen Schneeberg.

Pivox verzichtete auf das notwendige Schimpfen und Zetern, rollte sich (beachtlich geschickt für einen Kürbiskugelbauchkopf) von dem Sturzfluggepeinigten Vogel herab und stürzte seinerseits auf die Kytla zu.

Und - platsch - landete er mitten in einem Schneeberg. Pivox ließ sich herunterkugeln und rannte und stolperte mit schwindelndem Kopf auf die Kytla zu. Sich über die Landekunst des Albatross aufzuregen, vergaß er dabei vollkommen.

„Schnell“, rief die Kytla. Sie hockte bei Toboggan und lamentierte wild mit den Flügeln.

„Was ist passiert?“, fragte Pivox, der sich durch den Schnee gewühlt hatte und nun bei dem Titan stand, der kaum noch atmete.

„Das ist doch egal“, erwiderte die Kytla, sichtlich erregt, „er braucht Hilfe, alles andere kann ich Euch später erklären“.

„Was hat er?“, fragte Alba, der nun auch angedackelt kam (oder sollte man besser sagen: angewatschelt?) - jedenfalls war er gerade dabei, sich von dem Flugsturz zu erholen. „Hat er sich weh getan?“

„Komm, hilf uns lieber“, raunte ihn Pivox an, „wir müssen ihn aufs Schloss bringen“.

Alba verstand zwar mal wieder immer noch nicht, worum es eigentlich ging, aber er hielt es für klüger, auf weitere Fragen zu verzichten. Gemeinsam wuchteten sie den Titan auf den schuppigen Körper der Kytla.

Dann wühlte sich Alba in den Schnee, damit Pivox nicht wieder solche Schwierigkeiten hatten, seinen mächtig runden vielbearmten Kugelkörperbauchkopf auf den armen Vogel zu wuchten; und sofort ging der Flug gen Schloss.

Sie flogen natürlich wieder über den Yeti und seine Herde hinweg. Als die Tiere den armen verletzten Tobogggan über sich sahen, bockten sie und riefen irgend etwas, das allerdings niemand verstand (vielleicht sie selbst nicht, da die Klugheit dieser Tiere im Allgemeinen und natürlich im Besonderen gelegentlich angezweifelt werden muss). Pivox war trotzdem sehr erleichtert, da er vermutete, die Tiere würden in Tobogggan ihren Retter und Befreier sehen und dem Schneemenschen nun erheblichen Widerstand entgegen setzen.

Bald waren sie am Schloss angekommen. Die Kytla landete ganz sachte auf dem Innenhof. Ein paar SchtENZE halfen ihnen, Tobogggan herunterzuheben. Niemand sagte ein Wort.

Luis, der von seinem Ausguck alles mit angesehen hatte, kam herunter, um seine Freunde zu begrüßen. Mit leuchtenden Augen sprang er die Treppen mit ihren insgesamt vierhundertsiebenundachtzig Stufen so flink hinab wie ein Kaninchen. Er freute sich so riesig, dass Tobogggan wieder bei ihnen war. Vielleicht hören sie jetzt endlich mit diesem blöden Spiel auf, jetzt, wo Tobogggan wieder bei uns ist, überlegte er; denn er glaubt, dass der Titan von allen als Held gefeiert würde, weil ja alle um ihn herum standen, ihn in die Höhe hoben und offensichtlich hochleben ließen.

Als Luis unten ankam, spürte er die Kälte und Stille. Er fühlte, was geschehen war, aber er wollte es nicht glauben. Mit Tränen in den Augen ging er ohne einen Ton zu sagen, schweigend sozusagen, auf Tobogggan zu. Nautan, der Oberschrenz persönlich, versuchte ihn zurückzuhalten; doch Luis schüttelte ihn gleichgültig ab. Noch zwei Meter, noch einen, dann stand er unmittelbar vor dem schwerverletzten Titan. Er weinte. Dicke Kroko-Tränen rollten durch sein Gesicht, so wie Regentropfen, die an der Fensterscheibe herunterfließen, nur noch dicker.

„Tobogggan“, flüsterte er und streichelte dem Titan ganz, ganz vorsichtig über die Wangen, „Tobogggan, Du darfst mich nicht verlassen, hörst Du? Du darfst es nicht!“ Er kniete sich hin und faltete die Hände. Das hatte er in vielen Filmen gesehen; aber er betete nicht wirklich. Stattdessen dachte Luis an die Stunden, die er mit Tobogggan verbracht hatte. Er erinnerte sich, wie er in den Garten der Fragen gekommen war und an all die Abenteuer, die sie seither zusammen erlebt hatten.

„Tobogggan, bitte wach auf“, rief er. Dann sah er Pivox und die anderen verständnislos an; und ganz leise, so dass es kaum jemand verstehen konnte, fragte: „Ist er tot?“

Pivox nickte. Er ersparte Luis jetzt große Erklärungen. Er selbst war viel zu traurig um überhaupt irgend jemandem irgend etwas erklären zu können. Und er hätte gewiss dabei geweint, so dicht saßen die Tränen an seiner Kehle. Und das wollte er Luis erst recht ersparen und sich selbst natürlich eben so.

Einen Moment verharrten alle in der Bewegung, dann verschwand Toboggan - ja, er verschwand, das ist im Traumland nun einmal so. Aber der Titan verschwand nicht vollkommen aus den Köpfen seiner Freunde, so wie es im Traumland eigentlich seit Generationen von Generationen üblich und normal ist. Lange standen sie so schweigend herum. Niemand sagte einen Ton. Nichts rührte sich. Es war tatsächlich und wirklich totenstill.

Während im Schloss die Gemüter stockten, bereitete sich der Yeti auf einen erbarmungslosen Angriff vor. Er trieb die Herde voran. So sehr sich die Tiere auch sträubten, gegen die Peitsche und den Zorn des Schneemenschen kamen sie nicht an. Keines von ihnen hätte den Mut aufgebracht, einfach stehen zu bleiben, geschweige denn, sich gegen den Yeti aufzulehnen. Neu, dazu waren sie zu schwach.

So trieb sie der Yeti auf das Schloss zu. Niemand dacht dort an ihn. Niemand? - nein, das ist nicht ganz richtig. Denn wenn niemand an ihn gedacht hätte, wäre sein Angriff einfach verblasst (aber das ist eine andere Geschichte). Es gab zwei Wesen, die sich auf seine Ankunft vorbereiteten; denn sie sorgten sich zu sehr um Luis, als dass sie ihn dem Yeti überlassen hätten. Der eine war Saraliso, der wieder aufgewacht war und nun nach einer Zauberkammer suchte. Die Zeit drängte. Der Schneemensch musste nach Saraliso's Ansicht in wenigen Stunden ankommen. Der Geist suchte nach einem Zaubertrank, mit dem er die Tiere einschläfern konnte - oder etwas ähnlichem. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er den Yeti überlisten könne; ihm fiel derweil jedoch nichts Geeignetes ein.

Der Yeti war schneller als Saraliso vermutet hatte. Er stand mit seiner Herde schon am Rande des Gebirges, von wo aus man das Schloss bereits sehr deutlich sehen konnte - und er kam unaufhaltsam näher.

„Er steht bereits vor unseren Toren“, schrie plötzlich einer der Shtenze von einem der Türme herunter in die Stille.

„Wer kommt?“, fragt ein anderer in einem depperten Ton; denn er konnte sich nicht vorstellen, wer oder was eigentlich geschehen sollte. Er war so sehr in seine zutiefste Trauer vertrieft, dass er alles andere vollkommen vergessen hatte. Und es ging nicht nur diesem einen Shtenz so. Alle sahen fragend nach oben zu dem Turm, bis endlich die ersten zu begreifen begannen, dass es sich um den Angriff des Schneemenschen handeln musste.

Pivox zuckte nur mit den Kürbiskugelbauchkopfschultern. Er runzelte die Stirn, dann sagte er schließlich: „Wir müssen das Schloss verteidigen. Wir dürfen nicht zulassen, dass Luis dem Yeti in die Hände fällt“. Nautan nickte. Er hatte zwar nicht verstanden, wie das Schloss verteidigt werden könne, es leuchtete ihm jedoch ein, dass der Junge in Gefahr war.

In wenigen Minuten schaffte er dann mit einem Wust an Befehlen ein solches Chaos, dass niemand mehr wusste, was warum wieso und gegen wen unternommen werden sollte - aber ... das spielte keine Rolle. Die Shtenze liefen wild durcheinander, jeder mit einer genauen Vorstellung, einen Befehl auszuführen, denn leider jedoch keiner so recht verstanden hatte, und von dem keiner so richtig wusste, ob er überhaupt ihm galt.

Alba saß vor dem Palast und beobachtete das Treiben. Ihm war nicht ganz wohl dabei. Schließlich war er ein Vogel und konnte einfach davon fliegen; und Luis konnte er mitnehmen, dann würde doch auch ihm nichts geschehen. Aber Alba traute sich nicht etwas zu sagen. Pivox sah ihn ohnehin schon so komisch an. Er hätte ihn sicherlich ausgelacht oder beschimpft wegen seiner Feigheit, Tollpatschigkeit oder was auch immer ihm einfiel.

Die Kytla war inzwischen im Schloss unterwegs, um dort Saraliso zu finden. Sie rief in alle Räume hinein, bis endlich jemand antwortete. Doch es war nicht der Geist. Nein - es war schon ein Geist. Aber nicht Saraliso. Stattdessen war die Kytla auf die Zeit getroffen - Ihr erinnert Euch?

Die Zeit hatte einen Plan: „Pass auf Luis auf!“, sagte sie der Kytla, „es wird bald dunkel werden, er könnte sich verlaufen!“

Die Kytla verstand zwar nicht, was die Zeit vor hatte, aber immerhin hatte sie einen Plan - und das klang ziemlich gut. Die Kytla würde Luis nicht von der Seite weichen!

Der Yeti stand nun schon vor den Schlossmauern. Wild vor Wut schlug er mit der Peitsche auf die Herde ein. „Rennt“, schrie er, „rennt um Euer Leben!“ Und die Tiere rannten so schnell sie nur konnten und noch ein wenig schneller. Die Mauern kamen ihnen gefährlich nahe. Immer wieder trieb der Yeti die Tiere an, und jedes Mal wackelte das ganze Schloss unter den Stößen. Die SchtENZE, die sich auf den Türmen postiert hatten, versuchten - soweit sie nicht schon heruntergefallen waren - die Treppen herabzusteigen, aber auch das gelang den Wenigsten.

„Es muss etwas geschehen“, schrie Nautan, der kaum noch sein eigenes Wort verstand, zu Pivox hinüber. Aber der zuckte wieder einmal nur mit seinen Kürbiskugelkopfbauchschultern. Er sorgte sich um Luis und da hatte er wirklich keine Zeit über etwas anderes nachzugrübeln.

Plötzlich wurde es dunkel. Innerhalb weniger Augenblicke war stockfinstere Nacht. Man konnte nicht einmal die eigene Nase vor Augen sehen, so kohlepechrabenschwarz war die Nacht.

Die Rentiere, die bei Dunkelheit ohnehin schlecht sehen konnten, rannten wild durcheinander. Sie hatten völlig die Orientierung verloren. Der Yeti schlug so heftig mit der Peitsche in die Menge, dass er mit der Wucht eines einzigen Schlages hinter der Peitsche her vom Schlitten stürzte. Es dauerte die halbe Nacht, bis sich die Tiere wieder beruhigt hatten. Doch danach waren sie in alle Winde zerstreut. Das Schloss schien gerettet.

Alle atmeten auf. Es wurden ein paar Wachen auf den Türmen postiert (was im Grunde witzlos war, weil sowieso niemand etwas sehen konnte). Die anderen suchten nach Kerzen, zündeten einige kleine Feuer an und feierten den Sieg. Erst spät in der Nacht hörten die ersten auf zu feiern und suchten sich ein Nachtlager oder schliefen auf dem Fleck ein.

Nautan brachte Luis in ein Zimmer, ließ ihm noch eine Kerze da und ging dann wieder hinunter, um die Schtenze zu kontrollieren, wie er sagte. Luis war hundemüde. Es dauerte keine fünf Minuten bis er eingeschlafen war.

Im ganzen Schloss wurde es nun immer und immer leiser und leiser und leiser und bald schliefen alle mit einem guten Gefühl und einem Lächeln auf den Lippen in einem Bett, einer Ecke oder auf einem Strohsack im Hof ein.

*

Als Luis erwachte, war es noch dunkel. Im Schloss war alles ruhig. Soll ich noch liegen bleiben oder aufstehen?, überlegte er und fand es im Bett furchtbar langweilig. So langweilig, dass ihm die Antwort sehr leicht fiel. Bis alle anderen aufwachen, dachte er, vergehen bestimmt noch Stunden. Kurzerhand sprang er aus dem Bett, suchte tastend nach der Kerze, die Nautan ihm ins Zimmer gestellt hatte und kramte ein paar Streichhölzer hervor, von denen er selbst nicht genau wusste, woher er sie hatte - na ja, genaugenommen wusste er es schon, aber er hätte das niemals zugegeben. Nun machte er sich auf den Weg das Schloss nach geheimen Gängen und Kammern zu erkunden.

Leise öffnete Luis die Tür, spähte hinaus, ob auch niemand zu sehen war und schlich dann durch die Flure davon. An jeder Ecke hielt er vorsichtig an. Dann lief er die Treppe hinunter bis ins Erdgeschoss. Von dort aus musste eine Treppe in den Keller führen, spekulierte er; aber soweit war es noch nicht. Auf dem untersten Treppenabsatz stand nämlich zwei Schtenze.

Luis zögerte einen Moment. Dann hörte er jedoch, dass sie alle beide genüsslich schnarchten und huschte, flink wie eine Maus, an ihnen vorbei.

Leise suchte er im Erdgeschoss nach der Kellertreppe. Nichts. Er öffnete ein paar Türen, um dort möglicherweise einen Eingang zu entdecken, aber in den Räumen, die sich hinter den Türen verbargen, lagen nur einige schlafende SchtENZE, Hüpfblumen und andere Schlossbewohner. Nur in einem Raum war noch Licht. Luis hatte das nicht gesehen, bevor er die Tür öffnete. Als er hinein lugte, war es auch schon zu spät.

„Guten Morgen“, flüsterte da jemand aus jener Ecke hinter der Tür, die prächtig hell erleuchtet war, „na, hast Du schon ausgeschlafen?“

Luis nickte betreten. Er brachte keinen Ton heraus.

„Na, komm doch herein, ich mag offene Türen nicht so gerne - und schon gar nicht, wenn um mich herum alles schläft.“

Langsam betrat Luis den Raum und schloss die Tür hinter sich. Er sah in die Ecke. Dort saß ein Tier, das ein wenig aussah, wie ein zu klein geratenes Krokodil. Oder war es etwa ein zu groß geratener Salamander? Luis konnte sich für keines von beiden so richtig entscheiden. Die Schuppen wiesen eindeutig auf das Krokodil hin, wo hingegen die Schnauze dafür viel zu kurz war. Und außerdem hatte es eine Brille auf mit runden Gläsern und - weder Krokodile noch Salamander trugen Brillen, da war sich Luis ziemlich sicher, nicht einmal im Zoo. Jedenfalls hatte Luis so etwas noch nie gesehen.

„Na, was ist?“, sagte das seltsame Wesen mit einer für seine Größe viel zu tiefen Stimme, ohne den Blick von dem Buch abzuwenden, in dem es gerade las.

„Guten Morgen“, entgegnete Luis schüchtern. Mehr brachte er für den Augenblick nicht heraus. Er befürchtete im übrigen, dass das Wesen ihn gleich wieder ins Bett schicken würde; denn es sah sehr erwachsen aus - und die Erwachsenen hätten ihn gewiss wieder ins Bett geschickt, zumal in einer so finsternen Nacht. Aber das Wesen dachte gar nicht daran.

„Kannst Du lesen?“, fragte es nach einer geraumen langen Weile, die einige Zeit gedauert hatte, in der Luis dachte, dass es wohl an der Zeit wäre eine Unterhaltung zu führen.

Lesen? - nein, lesen konnte Luis noch nicht.

Deshalb erklärte er dem Wesen, dass er schon seinen Namen schreiben könne, vielleicht würde das ja reichen, um dessen Sympathie zu gewinnen.

„Sooo“, erwiderte der Langnasige Brillenkroko-Salamander (wie Luis ihn in Gedanken nannte), „lesen kannst Du also nicht ...“

Nach einer längeren Pause fuhr er dann mit den vielsagenden Worten fort:

„Sehr Schade, sehr, sehr Schade!“

Er blätterte die Seite um und meinte noch einmal: „Sehr, sehr Schade!“

„Ist das alles, was Du dazu zu sagen hast?“, empörte sich Luis, „sehr Schade?“

„Nein“, antwortete das Wesen, „aber es wäre schön, wenn Du lesen könntest, dann könntest Du es mir beibringen!“

Damit hatte es dieses seltsame, komische Wesen nun entgültig geschafft, Luis ein kleines bisschen zu verwirren. Da saß nun jemand unter einer hellen Lampe, mit einer Brille auf der Nase und blätterte unentwegt in einem Buch, von dem er nicht einen Augenblick den Blick ließ, um dann zu erklären, dass er nicht lesen könne. Seltsam. Sehr seltsam.

„Aber was machst Du denn da, wenn Du nicht lesen kannst?“, wollte Luis wissen, nachdem er seine eigene Stimme im Gewühl der verwirrenden Gedanken wiedergefunden hatte.

„Ich lese“, antwortete sein Gegenüber gelassen.

„Ja, aber ich denke Du kannst nicht lesen?“

Das Wesen schlug nun endlich das Buch zu und sah Luis mit ernster Miene an: „So, so, Du denkst also. Hat Dir denn noch niemand gesagt, dass es dumm ist zu denken?“

„Nein“, erwiderte Luis. Er war sich nicht so ganz sicher, aber er erinnerte sich daran, dass sein Vater oft genug gesagt hatte: Nun denk doch mal nach!

„Was denkst Du denn, wer ich bin?“, fragte das Wesen schnippisch.

„Ich weiß nicht“, gestand Luis.

„So, so, Du weißt es also nicht. Glaubst Du denn, dass Du es weißt, wenn Du darüber nachgedacht hast?“

„Natürlich nicht!“, prustete Luis zornig hervor, „Du hast es mir ja noch nicht gesagt. Da kann ich es doch schließlich gar nicht wissen!“ Das Gespräch wurde ihm langsam zu albern.

Na, siehst Du, Du kannst es nicht wissen, weil Du es nicht weißt; und wenn Du es wüßtest, dann bräuchtest Du nicht darüber nachzudenken, stimmt's?“

„Ja, ja, aber ...?“ Luis hätte darauf antworten können. Er hielt es jedoch für besser, dem Gespräch keine weitere Bedeutung beizumessen und sich stattdessen lieber wieder der Suche nach dem Keller zu widmen. Als er gerade auf die Türklinke drücken wollte, sagte das Wesen: „Interessiert es Dich denn überhaupt nicht, wer ich bin?“

Luis überlegte einen Moment. Dann ließ er die Klinke wieder los, um sich anzuhören, was es noch Wichtiges zu geben schien. Er tat dies allerdings nur aus Höflichkeit. „Nun, wie heißt Du?“, fragte er, wobei er sich unendlich bemühte, interessiert zu klingen und nicht aufmüpfig oder frech.

„Ich heiße, äh, ja weißt Du, genau da liegt mein Problem - ich heiße nicht.“

„So, so“, antwortete Luis, den nichts mehr wirklich wunderte an diesem komisch seltsamen Langnasen-Brillenträger, „ Du heißt also nicht. Haben

Deine Eltern denn vergessen, Dich zu nennen, Dir einen Namen zu geben, oder was...?“

Warum macht er denn so einen Aufstand darüber, dass er heißt oder nicht heißt, dachte Luis. Für ihn war das alles ganz klar. Wer einen Namen hatte, der hieß natürlich eben so wie er hieß, und wer keinen Namen hatte, der wurde einfach ... der wurde einfach, ja was wurde der? Der wurde nach seiner Art genannt, so wie Maus, Biber oder Ringelnatter. Und damit hatte er dann also auch einen Namen. Leute ohne Namen gab es also gar nicht.

„Hast Du Deinen Namen vielleicht vergessen?“, fragte er schließlich, wild entschlossen, irgend etwas zu tun - und zwar schnell, noch bevor es hell wurde, denn er wollte ja noch den Keller auf geheime Gänge und Schätze untersuchen.

„Ich glaube“, begann das Brillenkrokodil, „ich habe nie einen Namen gehabt. Willst Du nicht wissen, warum?“

„Nun, Du wirst es mir sicher erzählen“, vermutete Luis, der die Hoffnung auf ein Abenteuer fast aufgab, „also fang einfach an!“

„Nun denn. Es war zu der Zeit, als die Menschen noch viel von Wesen träumten, die es nicht gab, die aber den Tieren sehr ähnlich waren, die die Menschen in Angst und Schrecken versetzten. So träumte auch jemand mich. Es war ein Mensch, der sich viel mit den Tieren beschäftigte, die schon lange ausgestorben sind. Er stellte sich vor, dass sie so ausgesehen haben müsse, wie ich heute aussehe. Nur das mit der Brille habe ich mir selber ausgedacht, was meinst Du, steht sie mir? ... dummer Weise hatte

dieser Mensch die Idee, dass ein solches Wesen mit riesigen Nasenlöchern zwar ganz gut riechen konnte, leider dafür schlechte Augen haben müsse. So bin ich jahrelang überall gegen gerannt, aber das ist Schnee von gestern.

Der Mann, er hieß übrigens Brems oder so, hatte nur einen Wunsch: er wollte einmal in seinem Leben etwas ganz Besonderes finden. Jahrelang hatte er danach gesucht, aber nie war er dabei auf etwas gestoßen, was zu finden und zu entdecken sich gelohnt hätte. Als er schon ziemlich alt war, rüstete er sogar eine Expedition aus. In den Regionen der Urwaldgebiete im tiefsten Afrika vermutete er dieses Tier; wenn gleich er nicht genau wusste, wie dieses Tier aussah. Es war einfach die Idee von einem Tier, das die Menschen für seit langem ausgestorben halten.

Kurz vor der Abreise wurde der alte Mann krank. Die Expedition musste ohne ihn stattfinden. Er aber lag wochenlang im Bett und träumte davon, dass dieses Tier gefunden würde. Er träumte, dass er dieses Tier im Urwald vergeblich suchte. Er träumte, dass es ihn zufällig auf eine große Insel verschlug. Eine Insel auf der Bäume wuchsen, wie sie nie zuvor ein Mensch gesehen hatte, auf der es riesige Pflanzen gab und Tiere, die seit langem ausgestorben sind.

Und eines der Tiere interessierte ihn ganz besonders. Er sah es sich sehr genau an. Und immer, wenn er aus diesem Traum erwachte, versuchte er, es zu zeichnen. Als das Bild fertig war, nannte er es Warosaurus. Und mit dem Namen war ich geboren. All die anderen Tiere, die er im Traum gesehen hatte, verschwanden sehr schnell wieder aus dem Traumland - nur ich allein blieb zurück.

Das Bild fand den Weg in die Träume anderer Menschen, die immer wieder Expeditionen ausrüsteten, um mich zu finden, weil sie glaubten, der alte Mann habe mich tatsächlich gesehen. Und weil sie es sich so sehr wünschten, fanden sie alte Knochen. Die Erde hatte diese Knochen für sie bereit gelegt, so wie die Erde vieles, Gutes wie Schlechtes, für die Menschen bereitlegt, denn es ist die Aufgabe der Erde, die Wünsche und Vorstellungen der Menschen zu erfüllen."

„Aber“, platzte Luis dazwischen, dem etwas ganz wichtiges aufgefallen war, „dann hast Du doch einen Namen!“

Der Warosaurus schluchzte.

„Ja, einen Namen habe ich bekommen. Aber es ist der Name für ein gefährliches Tier, für ein Monster, vor dem sich die Menschen fürchten, dabei bin ich doch gar nicht gefährlich. Ich könnte keinem Wesen etwas tun.“

„Das macht doch nichts“, versuchte Luis den Warosaurus zu trösten. „Du kannst stolz darauf sein, wenn Du nicht so böse bist, wie es die anderen denken!“

„Glaubst Du wirklich?“

Der Warosaurus sah Luis durch seine großen dunklen Kulleraugen an, die durch die dicke Brille noch viel größer und kullernder waren. Dann legte er das buch zur Seite und stand auf. Etwas wackelig kam er auf Luis zu.

Luis wunderte sich ein wenig, dass der Warosaurus aufrecht ging. Ein Krokodil oder ein Salamander, der auf den Hinterbeinen ging, lief, watschelte, was auch immer, da musste er schon fast lachen. Doch er behielt seine Beobachtung für sich, denn schließlich wollte er den armen Warosaurus nicht kränken. Der war schon traurig genug.

„Ich werde Dich Waro nennen“, beschloss Luis, „natürlich nur wenn Du nichts dagegen hast. Weißt Du, Waro, klingt wie, wie, na wie ein guter Freund, wie Wastel oder Wolle. Ja, Waro klingt wirklich gut!“

„Waro, Waro, Waro!“

Damit konnte sich der Krokosalamander durchaus anfreunden. Das war gut.

„Was machst Du eigentlich um diese Zeit hier?“, wollte er endlich wissen, und dachte dabei immer „Waro, ja Waro klingt wirklich toll!“

„Och ...“, druckste Luis herum, „ich ... äh, also, eigentlich wollte ich mir das Schloss ansehen.“

Er rechnete jetzt fest damit, einer gewaltigen Standpauke zum Opfer zu fallen, dass er das nicht tun könne, es sei noch Nacht und viel zu gefährlich für einen kleinen Jungen und überhaupt ... Waro dachte überhaupt nicht daran. Er grinste Luis neugierig verschmitzt an und fragte schüchtern: „Eine Expedition? Eine richtige Expedition durch das Schloss? Ob Du mich wohl mitnehmen würdest? Du musst nämlich wissen, das Schloss interessiert mich brennend. Aber alleine traue ich mich nicht.“

Luis ließ ihn nicht einmal ausreden. Er öffnete die Tür und lugte vorsichtig heraus. „Die Luft ist rein“, flüsterte er. Dann schlichen sie über den Flur zur Küche. Eine Küche braucht eine Speisekammer, dachte sich Luis. Und eine Speisekammer muss kühl sein. Und kühl ist es im Keller. Also mussten sie die Küche finden, sozusagen immer der Nase nach; denn eine gute Küche riecht man schon von weitem. Und ein Warosaurus, der ja, wie wir inzwischen wissen, über eine ganz besonders große und empfindliche Nase verfügt, riecht so etwas leckeres wie Küchendüfte auf Entfernungen, die wir uns nicht einmal vorstellen können.

Etwas schwerfällig watschelte Waro hintendrein. Er musste aufpassen mit seinem langen Schwanz, dass er die Ritterrüstungen, die überall herum standen, nicht um wedelte.

Endlich erreichten sie die Küche, ohne dass jemand sie bemerkt hatte. Erst jetzt fiel Luis auf, dass er die Kerze vergessen hatte. So ein Mist! In der Küche war es ziemlich dunkel. Waro schlug nach einigem Überlegen vor, die Ofenklappe zu öffnen. Im Ofen war bestimmt noch Glut und die leuchtete. Der Plan gelang. Nun war es tatsächlich wesentlich heller im Raum. Sie fanden bald ein paar Leuchter, auf denen noch Kerzenstummel steckten. Die waren zwar verstaubt, weil es ja im Traumland die erste Nacht seit langer langer Zeit gab und niemand Kerzen benötigt hatte. Aber für eine Expedition durch den Keller würden sie wohl schon ausreichen.

„Hältst Du den Leuchter“, fragte Waro zaghaft. Mit Kerzen und Feuer und solchen Sachen konnte er nicht viel anfangen, das war ihm viel zu

gefährlich. Und so zündete Luis die Kerzen an, nahm den Leuchter und ging voran. Er fand sehr bald eine Tür, die in den Keller führte.

Waro blieb dicht hinter Luis. Er war glücklich, dass er bei dem nächtlichen Erkundungsabenteuer dabei sein durfte, aber so ganz geheuer war ihm nicht dabei.

Luis öffnete die Tür. Sie knarrte. „Sei doch ein bisschen leiser“, flüsterte der Warosaurus, „weißt Du denn nicht, dass hier überall Schtenze herumlaufen?“ Dann schlüpfen sie beide durch die schmale Öffnung und verschlossen die Tür vorsichtig hinter sich.

Vor ihnen lag eine steinerne Treppe, die nach unten führte. Mit dem Leuchter konnten sie gerade mal ein paar Stufen nach unten leuchten. Viel weiter sahen sie nicht. Die Wände waren glatt und weiß angestrichen. Es hingen allerlei Kräuter an Haken.

Vorsichtig stiegen sie die Treppe hinab und kamen in einen Raum, der voller Regale stand. In den Regalen lagen Äpfel, Tomaten, Kürbisse. Es gab Kartoffelkisten, große Behälter mit Limonade. Eben alles, was man in einer guten Küche braucht.

Waro seufzte: „Ist das spannend! - wann gehen wir wieder zurück?“

„Was? Das findest Du spannend? Das ist für Dich schon ein großes Abenteuer? Such lieber nach einer Tür oder einem Gang, damit wir endlich in den unteren Teil des Schlosses gelangen.“

Sie suchten die Wände ab. Schauten hinter die Regale und Kisten. Luis pochte mit einem Stock auf dem Boden herum - nichts! Absolut gar nichts!

„Lass uns wieder gehen“, flüsterte Waro mit zitternder Stimme. Ihm wurde die Sache immer unheimlicher. Er hätte sich bestenfalls noch dazu überreden lassen, die Speisekammer durchzuprobieren, wo es doch so lecker roch.

„Quatsch mit Soße“, antwortete Luis barsch. „Jetzt sind wir so weit gekommen, da können wir nicht einfach umkehren!“ Und weil er so überzeugt von seiner Expedition war, fand er prompt eine Klappe im Fußboden, eine Klappe mit Scharnieren und einem Ring zum aufziehen.

„Los, fass mal mit an“, triumphierte er. Zusammen zogen und zogen und zogen sie. Die Klappe bewegte sich zuerst gar nicht, dann ein bisschen und endlich sprang sie - schwups - auf.

„Komm“, winkte er dem Warosaurus, der misstrauisch durch die Luke nach unten in die Dunkelheit lugte. Luis kletterte hinab, Waro folgte vorsichtig. Die Treppe, die sie nun benutzten hatte viel kleinere und kürzere Stufen und war somit viel schwieriger zu begehen als die Treppe in die Speisekammer. Sie wurde plötzlich so steil, dass Luis es vorzog, rückwärts zu gehen und ganz ganz langsam.

An den Wänden aus rohen unbehauenen Steinen hingen Fledermäuse, die sich vom Kerzenlicht gestört fühlten und sich die Fledermausflügel vor die Augen hielten. Überall klebten Spinnenweben und von unten hörten sie ein „Plitsch, plitsch, plitsch ...“

Luis hatte gerade die letzten Stufen hinter sich gebracht, als Waro mit einem Satz ausrutschte und - platsch - in einer großen glitschigen Pfütze landete. Luis musste sich das Lachen verkneifen. Aber der Krokosalamander mit dem verdutzten Gesicht, Spritzern auf Brille und Nase, mitten in diesem unterirdischen Mini-Teich, wenn das kein Grund war, um laut loszulachen?

Sie waren in einer großen Halle. Um den Teich herum gab es einen schmalen Weg aus Bretterplanken. Über dem Wasser waberte eine dünne Nebelschicht.

„Der Weg wird schon irgendwo hinführen“, beschloss Luis und betrat die Planken, die unter seinen Tritten quietschten und knarnten.

Sie waren vielleicht zehn Minuten gegangen, als das Wasser zu steigen begann. „Kannst Du schwimmen?“, fragte Luis unsicher.

Waro brachte zwar vor Angst keinen Ton heraus, weil ihn die Situation sehr, sehr und sehr beunruhigte, aber er nickte, was wiederum Luis dann doch unglaublich ungemein beruhigte.

Das Wasser stieg - und stieg - und stieg, immer höher - oder es stieg nicht, was dann wohl bedeutet hätte, das der Bretterplankenweg immer flacher - und flacher - und flacher wurde. Wie dem auch sei: es dauerte nicht lange, bis sie - plitsch-platsch -, pitschenasse Füße hatten. Und sehen konnten sie auch nicht mehr sehr viel. Die wabernden Nebelschwaden wedelten dichter und dichter und dichter weiter über ihre Waden empor.

Glücklicherweise entdeckte Waro einen Gang, der rechts vor ihnen abbog. Und das noch lange bevor sie zu schwimmen hätten anfangen müssen. Der Gang, der genau genommen wohl eher eine Art Tunnel darstellte, lag etwas höher, so dass kein Wasser dort hineinfluss. Sie gingen hinein und kamen bald in eine kleine Halle. Von dort aus gingen mehrere Wege ab. Sie entschieden sich für einen breiten bequemen, der sich jedoch bald als Sackgasse herausstellte. Na ja, oder auch nicht. Dort, wo er aufhörte, war eine schwere Eichentür mit rostigen Beschlägen.

„Ob hinter der Tür ein Schatz liegt?“, spekulierte Luis.

„Das glaube ich nicht“, antwortete Waro. Er war eher dafür, dass man dort einen bösen Zauberer eingesperrt hatte, damit er keinen Unfug mehr anrichten konnte.

„Glaubst Du das wirklich?“

Luis wollte schon immer mal einen echten Zauberer kennen lernen, wenn dieser allerdings andererseits vielleicht auch nicht unbedingt ein böser Zauberer sein sollte. Er beschloss, die Tür zu öffnen. Mit aller Kraft drückte er die verrostete Klinke herunter. Die Tür war abgeschlossen.

„So ein Mist, was machen wir denn jetzt?“

Luis klopfte. Vielleicht ist ja jemand dahinter, der uns öffnet, dachte er. Aber es rührte sich nichts. Waro war im Gang hin- und hergelaufen und hatte dabei einen großen rostigen Schlüssel gefunden. Noch bevor er ihn

wieder verstecken konnte, weil ihn nichts in aller Welt dazu trieb hinter diese gruselige Tür zu sehen, hatte Luis den Fund entdeckt, dem armen Waro aus der Hand gerissen und in das Schloss gesteckt. Passt! Aber er war derart verrostet, dass es Luis nicht möglich war, ihn im Schloss herumzudrehen. Auch mit Waro's Hilfe gelang es nicht.

Schade, dachte Luis. Er hätte so gerne gesehen, welches über alle Maßen spannende Geheimnis sich hinter dieser Tür verbarg. Er ließ den Schlüssel im Schloss stecken, drehte sich um und ging traurig zurück zur kleinen Halle. Vielleicht würde sich ja in einem der anderen Gänge eine weitere Tür befinden, die zu öffnen war, hoffte er.

„Gehen wir jetzt zurück?“, fragte Waro erleichtert.

„Nein, natürlich nicht! Wir suchen einen anderen Eingang. Es wäre doch gelacht, wenn hier nicht noch irgendwo etwas besonderes zu finden wäre.“

Luis war erst ein paar Schritte gegangen, als die Tür, der er ja gerade unverrichteter Dinge den Rücken gekehrt hatte, von alleine mit einem brüllenden Knall aufsprang. Waro machte vor Schreck einen solchen Satz, dass er - platsch - wieder in einer Pfütze landete. Am liebsten hätte er sich in der Pfütze versteckt, aber dazu war sie dann doch zu flach. Er hielt den Atem an. Die ganze Zeit hatte er gedacht, dass das nichts Gutes geben würde; und jetzt hatten sie den Salat.

„Komm, Du Feigling“, rief Luis, „man hat nur Ärger mit Dir, nichts als Ärger. Du bist eben doch nur ein ängstlicher Salamander. Wärs Du bloß nicht mitgekommen.“

„Aber wenn da ein Monster auf uns wartet, das uns verspeisen will, oder so?“, widersprach Waro, der sich zwar genierte, aber trotzdem zugeben musste, dass er feige war.

„Wenn da ein Monster ist, dann ist da eben ein Monster“, konterte Luis, „los Du Monster, komm jetzt!“

Mit diesen Worten schritt Luis, stolz wie ein Fürst, der gerade eine Sahnenschlacht gewonnen hat, durch das Portal (na ja, genau genommen: durch die verrostete Eichentür oder noch genauer: durch die Eichentür mit den verrosteten Beschlägen). Waro überlegte nicht lange. Bevor er hier alleine zurückgelassen würde, wühlte er sich lieber schnell aus der Pfütze und watschelte ganz dicht hinter Luis her.

Vor ihnen lag ein Gang, der nach einigen Metern in einem großen Raum endete. Es verschlug selbst Luis die Sprache. Der Raum war hell erleuchtet. Überall standen und hingen Kronenleuchter, die mit jeweils sieben Kerzen bestückt waren. Luis schätzte, es mussten weit über einhundertsevenunddreißig Kerzen sein. Wie er auf genau und exakt diese Zahl kam, wusste er selber nicht.

Es roch nach Frühling. Der Fußboden war aus blankem Marmor, in den bunte Mosaike eingelassen waren. Unglaublich aber wahr: diese Blumenmosaike waren es, die den wundervollen Duft verströmten. Aber das war nicht alles. Sie bewegten sich. Unaufhörlich wechselten sie Form und Farbe und eben ihren Duft. Und das alles, während Luis und Waro auf

ihnen standen oder über sie hinwegliefen. Ein solch unglaublichen Boden hatte Luis in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Nach einer Weile kam es ihm vor, als spielten die Mosaik eine komplette Geschichte. Aber ihn machte das Hinsehen ganz schwindelig, und so verzichtete er für den Augenblick darauf, sich näher mit damit zu beschäftigen.

Auch Waro war schwindelig. Obwohl er es ohnehin schon vorzog, auf allen Vieren durch die Halle zu wanken, taumelte er und musste sich sehr anstrengen, um nicht auf die Nase zu fallen, was bei ihm ja sehr häufig vorkam; denn er hatte ja schließlich eine äußerst lange Nase.

Irgendwann drehten sich die Mosaik schneller und schneller und schneller, wirbelten herum, erfassten irgendwie erst den gesamten Fußboden, dann den gesamten Raum. Und zu allem allem Überfluss spielte jetzt auch noch eine Musik, die dem Schwindel die Krone aufsetzte. Sie war zwar ehrlich wunderschön, wurde aber, gleich den Mosaiken immer wilder und schneller.

Bei diesem ganzen Schwindel war es gar kein Wunder, dass Waro plötzlich paus - pardauz auf den Hintern plumpste. Luis fand die Dreherei dagegen sehr lustig. Er kam sich vor wie in einem Karussell auf dem Rummel; und für ihn war auch vollkommen egal, ob er sich drehte oder die Mosaik oder der gesamte Raum.

Während sich dieses Karussell so drehte, blickte er nach oben zur Decke und bemerkte, wie sie sich veränderte. Als sie hereingekommen waren,

hatte die Decke eindeutig die Form einer Kuppel oder eines Gewölbes gehabt, doch nun sah sie aus wie ein riesiges Aquarium. Ja genau, es erinnerte Luis an das See-Aquarium, dass er mit seinem Vater einmal besucht hatte.

Wie kann ich so etwas nur als Aquarium erkennen, dachte er im nächsten Augenblick, die Decke sieht doch aus wie eine Wolke, oder, nein! - ein Baum, die Blätter eines Baumes oder ... Sein Hals war schon ganz steif vom vielen Nach-Oben-Gucken.

„Ich hab’s“, rief er endlich.

„Was hast Du?“ schimpfte Waro, „hilf mir lieber wieder auf die Beine!“

„Sieh doch mal genau hin, siehst Du denn nicht, was es ist?“

„Ich sehe nur, dass ich auf dem Rücken liege und das ist äußerst unbequem. Hilfst Du mir nun endlich oder willst Du, dass ich hier ewig liegen bleibe?“

„Ist ja schon gut“, meinte Luis und brachte den Warosaurus (der ihn im Moment allerdings eher an ein Walross erinnerte) wieder auf die Beine, was für einen kleinen Jungen übrigens eine ganz schöne Leistung ist.

„Nun, was ist es?“ fragte Waro stöhnend, nachdem er wieder wie ein normales Reptil mit dem Bauch und den Füßen nach unten auf dem Marmorboden stand.

„Was ist was?“, erwiderte Luis. Er konnte nicht verstehen, warum es für Waro wichtiger war, wieder auf den Beinen zu stehen, als das fantastische Deckenschauspiel zu betrachten. Und genau deswegen sah er es auch nicht ein, Waro das Geheimnis dieses Schauspiels zu verraten.

Fasziniert sah Luis nach oben. Dort hingen Tausende von kleinen schillernden Luftblasen unter einer Decke, die man nur noch vermuten konnte. Sie waren ständig in Bewegung und entwickelten auf diese Weise immer neue Bilder.

Luis hatte den Eindruck, immer näher an dieses Luftblasenmeer heranzukommen. Es konnte natürlich auch sein, dass die Luftblasen immer weiter zu ihnen herunter kamen - nein sie kamen nicht herunter: Luis flog! Er flog im Raum. Luis konnte fliegen! Das gibt es doch gar nicht! Doch das gab es. Luis flog zu den Luftblasen hinauf. Er spürte, wie er leicht wie eine Feder durch den Raum im Auftrieb nach Oben segelte. Es war ein so tolles Gefühl, dass man es eigentlich gar nicht beschreiben kann.

Innerhalb weniger Augenblicke schwebte er mitten in der Pracht von Luftblasen. Sie hüllten ihn ein wie das Wasser einen Taucher. Und so fühlte er sich auch, dass heißt, er glaubte sich so zu fühlen; denn er war ja noch nie in seinem ganzen Leben getaucht und konnte daher nicht genau wissen, wie es ist mit dem Tauchen.

Er dachte: von hier sieht alles ganz anders aus: der Raum, die Mosaikbilder, sein Freund Waro, der bald nur noch so klein war wie ein richtiger Salamander - aus der Entfernung, versteht sich.

Ach du liebe Güte, den habe ja ganz vergessen, dachte Luis und versuchte, wieder nach unten zu fliegen. Dabei ruderte der derart heftig mit Armen und Beinen, dass er das Gleichgewicht verlor und bald nicht mehr wusste, ob er nach oben oder nach unten schwebte. Ziemlich bald sah er ein, dass es so nicht funktionierte. Auch der beste Taucher muss schließlich erstmal üben.

Luis strampelte nicht mehr wild herum. Er orientierte sich und schwebte langsam durch das Luftblasenmeer. Vorsichtig probierte er verschiedene Möglichkeiten aus, sich fortzubewegen, bis er feststellte, dass er am besten und schnellsten weiter kam, wenn er schwamm. Auch das Lenken war ähnlich: drehte er sich nach rechts und streckte dabei die Arme aus, so flog er nach rechts, drehte er sich nach links, so flog er nach links.

„Ich komme gleich wieder herunter“, rief er Waro zu. Aber zuerst wollte er noch ein bisschen üben. Mit kräftigen Zügen schwamm er durch das Luftblasenmeer nach oben. Immer höher und höher, aber eine Decke, wie er ursprünglich vermutet hatte, gab es nicht; wenigstens war sie nicht in Sicht. Leise, ganz weit weg, hörte er Waro rufen. Luis kehrte um. Er wollte doch den armen, ängstlichen Waro nicht zu lange alleine lassen, schließlich hatte er ihn ja überredet, mit ihm zu gehen.

Waro rief und rief und rief. Aber Luis fand die Richtung zu ihm nicht mehr, so sehr er sich auch bemühte. Er schwamm in eine Richtung, doch die Stimme wurde leiser und entfernte sich. Er schwamm in die entgegengesetzte Richtung, aber auch hier wurde die Stimme leiser.

„Waro“, schrie er zurück, „wo bist Du, ich kann Dich nicht mehr sehen!“

Er brüllte sich die Kehle aus dem Leib, aber Waro antwortete nicht. Vielleicht hört er mich nicht, dachte Luis, oder er antwortet und ich höre ihn nicht. „Waro“, rief er ein letztes Mal, „Waro, Du kannst mich doch hier nicht so alleine lassen. Was soll ich denn ohne Dich hier machen?“

Luis Stimme war heiser. Er machte sich Vorwürfe, den armen Waro mit in den Keller genommen zu haben. Und er hatte Angst. Wirkliche Angst. Solche, die nichts mit Feigheit zu tun hat. Am liebsten hätte er sich hingesetzt und geweint. Doch es gab hier nichts, worauf er sich hätte setzen können. So schwebte er einsam durch den Raum.

Um ihn herum waren unzählige Luftblasen, die ihm die Sicht nach vorn und hinten, nach oben und unten versperrten.

„Waro, bitte verlass nicht“, flüsterte er, „bitte!“

Aber Waro hörte das nicht mehr. Luis war schon zu weit von ihm entfernt. Waro setzte sich auf die Hinterpfoten und vergoss ein Meer von Krokodilstränen. Er machte sich keine Gedanken darüber, wie er wieder zurückkommen sollte, vielmehr hatte er Angst, dass Luis etwas passieren könnte und er war Schuld daran.

Was soll ich nur machen, überlegte er, wenn ich weggehe, um Hilfe zu holen und Luis fällt in der Zeit herunter, dann kann ich ihn nicht auffangen oder ihm helfen. Gehe ich aber nicht, dann muss Luis sich selbst helfen; denn ich kann dann niemanden zu Hilfe holen - er war vollkommen verzweifelt.

Mittlerweile war es draußen hell geworden. Das Schloss erwachte und mit ihm Schtenze, Biedies und Hüpfblumen. Die Palastwachen sammelten sich zu einer Art Morgenappell. Vereinzelt sprangen Biedies und Hüpfblumen umher und suchten etwas Essbares. Pivox duselte noch im Halbschlaf vor sich hin und träumte von Ajanka und der Osterfee, als Alba und die Kytla ins Zimmer platzten.

„Luis ist weg!“, krächzte der Albatross, „ist er bei Dir?“

„Was ist los?“, fragte Pivox verwirrt. Ihm war ganz schwindelig. Wie konnten die nur einfach so ins Zimmer platzten und ... langsam wurde ihm bewusst, was Alba gesagt hatte.

„Na - Luis ist weg. Wir dachten, er ist vielleicht bei Dir!“

„Was ist mit Luis? Habt Ihr in seinem Zimmer nachgesehen? Er kann nicht weg sein!“

„Luis ist weg!“, wiederholte Alba zum dritten Mal und die Kytla reimte:

„Er ist nicht hier, er ist nicht dort, der Kleine ist ganz einfach fort!“

Die Kytla machte sich keine großen Sorgen um Luis. Bestimmt hatte er das Schloss unsicher gemacht, hatte in der Küche etwas zum Essen gesucht, war auf einen der unzähligen Türme geklettert, wie Kinder das eben tun. „Es ist ihm im Bett bestimmt zu langweilig gewesen!“, meinte sie schließlich.

„Du hast sicherlich recht“, erwiderte Alba, „aber was ist, wenn er nicht auf Entdeckungstour gegangen ist, sondern vom Yeti entführt wurde, furchtbar!“

„Hm“, überlegte Pivox bedeutungsvoll, „ich glaube“ - bei diesen Worten zog er die Augenbrauen ganz weit nach oben, um seinen Worten einen wirklich wichtigen Gesichtsausdruck hinzuzufügen - „ich glaube, wir müssen ihn suchen. Die Gefahr, dass er dem Yeti in die Hände gefallen oder dass ihm im Schloss etwas geschehen ist, ist einfach zu groß“.

„Und was gedenken der Herr zu tun? Glaubst Du, wenn wir mit dem Finger schnipsen, ist er wider da?“ fragte die Kytla schnippisch.

Pivox überlegte. Gespannt warteten Alba und die Kytla auf eine Entscheidung. „Ruft Nautan“, sagte der Kürbiskugelbauchkopf endlich, „er kennt sich hier aus und hat außerdem genügend Schtenze zur Verfügung um jede Ecke des Schlosses umzukrempeln.“

Alba nickte. Das leuchtete sogar ihm ein. Er wollte gerade den Raum verlassen, als sich Saraliso zu Wort meldete. Er war hereingekommen, ohne dass es jemand bemerkt hatte. Kunststück für eine Geist, für den es ja bekanntlich keine Grenzen, Mauern oder Türen gibt. Aber das können wir Menschen uns leider nur sehr schwer vorstellen.

„Ihr dürft Nautan nicht sagen, dass Luis verschwunden ist. Überlegt doch mal. Was glaubt Ihr, würde wohl passieren? Die Nachricht würde sich im Traumland blitzschnell herumsprechen. Die Bewohner würden in Panik

geraten und wären dem Yeti hilflos ausgeliefert. Nein, das dürfen wir nicht riskieren!“

„Du hast recht“, pflichtete ihm Pivox bei. Aber es musste trotzdem etwas geschehen. Er überlegte, stand auf und lief nachdenklich durchs Zimmer. Dabei murmelte er allerlei unverständliches Zeug und kratzte sich gleichzeitig mit mindestens dreizehn Händen an der Stirn. Die Kytla sah immer noch nicht ein, warum es ein Problem sein sollte, dass Luis verschwunden war. „Wenn er im Schloss ist, dann werden wir ihn auch finden“, meinte sie, „wir sind schließlich zu viert und kennen alle Vorstellungen und Träume der Kinder. Also brauchen wir nur zu überlegen, wo sich ein Kind im Schloss umsehen würde, dann werden wir ihn schon finden.“

„So einfach ist das nicht“, widersprach Saraliso. „Von uns kennt keiner das Schloss gut genug. Falls Luis einen geheimen Gang entdeckt hat, können wir lange nach ihm suchen, ohne darauf zu kommen, wo er ist. Außerdem wissen wir nicht einmal ob Luis nur auf Entdeckungsreise gegangen ist oder entführt wurde. Ich schlage daher vor, mit einer Suche zu beginnen. Wahrscheinlich würde ein Kind einen der Türme erklimmen oder im Keller nach Geheimgängen und Schätzen suchen. Ich werde in der Zwischenzeit zum Yeti fliegen und herausfinden, ob er mit der Sache etwas zu tun hat. Andere Möglichkeiten sehe ich nicht.“

„Saraliso, wir ...“, Pivox kam nicht einmal mehr dazu, seine Bedenken gegen diesen Plan vorzubringen. Die Kytla und Alba hatten sich schon auf den Weg gemacht und auch Saraliso war verschwunden - jedenfalls

reagierte er nicht mehr, und sehen konnte man ihn ja schließlich nicht. Pivox blieb nichts anderes übrig, als sich auch auf die Suche zu machen.

Währenddessen versuchte Luis, sich im Luftblasenmeer zu orientieren. Er tauchte nur noch in eine Richtung, mit der schwachen Hoffnung, irgendwo ein Ende dieses unendlichen Blasenozeans zu finden. Zeitweise ließ er sich treiben, so kaputt, müde und vor allem mutlos, wie er war. Leise weinend, hatte er das Gefühl des Allein-Gelassen-Seins, der Verlassenheit, der Angst und Einsamkeit im unendlichen Raum. Nie wieder könnte er seine Freunde sehen, nie wieder seinen Vater, sein zu Hause und auch seine Mutter würde er nie mehr zu Gesicht bekommen. Sollte wirklich alles vorbei sein? Nein, er wollte und konnte sich damit nicht abfinden.

Ich muss weiterschwimmen, dachte er, irgendwo wird doch ein Ufer sein. Nach oben muss ich kommen (doch er konnte leider nicht mehr zwischen Oben und Unten unterscheiden. Gab es in diesem Meer überhaupt ein Oben?). Und er macht nun so kräftige Schwimmzüge, dass die Luftblasen um ihn herum in Bewegung gerieten. Je höher er kam, desto leichter wurden seine Bewegungen. Außerdem vergrößerten sich die Blasen und zerplatzten sogar, wenn er sie berührte.

Er war etwa eine halbe Stunde geschwommen, als das Luftblasenmeer plötzlich von einer unbekanntem Kraft in starke Welle versetzt wurde. Diese wurden innerhalb kurzer Zeit stärker und stärker und stärker und mehr und mehr Blasen zerplatzten in dieser Wucht. Luis wusste nicht, was er davon halten sollte. Einerseits hoffte er, dass er an die Oberfläche kommen würde und vielleicht ein rettendes Land erreichte, andererseits befürchtete er, dass ein Unwetter aufgezogen sein konnte und ihn die

Wellen in arge Bedrängnis brachten. Doch den wahren Grund ahnte er nicht.

Luis fühlte einen Luftzug, der ihn immer stärker und stärker und stärker erfasste und mit einem unaufhaltsamen Sog in eine Art Strudel hineinzog. Luis ruderte wie wild mit den Armen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren; aber einige Male wurde er von derart heftigen Wellen erfasst, dass es ihn hin- und herschleuderte. Nur mit Mühe konnte er sich halten.

Luis hatte Angst, panische Angst. Er schrie. Schrie laut, erbärmlich. Sein Hals tat ihm schon weh, so sehr strengte er sich an. Und doch - er brachte überhaupt keinen Ton dabei heraus.

Einige Blasen saugten sich nun sogar an ihm fest. Sie waren nicht wie die anderen, die zerplatzten, sobald man sie berührte. Wie Gummibälle hafteten sie an ihm und waren auch durch Zerren und Reißen nicht mehr abzubekommen. Luis hatte Mühe, wenigstens das Gesicht von diesen Biestern freizuhalten. Er saß ganz schön in der Klemme. Die Situation war sichtlich schwierig geworden und beinah hoffnungslos.

Doch plötzlich quiekten die Luftblasen, die sich an ihm festgesaugt hatten, los wie kleine Hamster, die einer am Kragen packen will. Sie quiekten und zitterten und machten einen Riesenaufstand. Und Luis hätte sich sicher nicht schlecht gewundert, wenn er die Zeit dazu gehabt hätte:

Vor ihm tauchte ein riesiger Wurm auf, der durch das Luftblasenmeer stampfte wie ein Wal. Aber er war noch viel größer und sah wirklich sehr schrecklich aus.

Der Mega-Riesen-Wurm kam direkt auf Luis zu, riss das Maul auf und schnappte nach dem Jungen und dem gesamten Luftblasenpaket, das an Luis hing. Glücklicherweise war der Luftzug, den er dabei verursachte, so stark, dass Luis und seine Luftblasen hin- und hergeschleudert wurden, und das Schnappen des Monsters jedes Mal ins Leere ging. Wütend schlug das Vieh mit der Schwanzspitze. Luis klammerte sich in den Luftblasen fest, soweit dies überhaupt möglich war. Er hatte Angst. Er schrie. Immer und immer mehr Blasen zerplatzten durch die Schläge des Wurms. Entsetzt blickte Luis auf die Hülle und begriff, dass die Blasen versuchten ihn zu schützen.

„Bitte platzt nicht“, flehte er, „bitte nicht, bitte!“

Plötzlich wandte sich der Wurm ab und verschwand in einer rasenden Geschwindigkeit in der Weite des Luftblasenmeeres.

„Hilfe“, schrie Luis, ohne selbst einen Ton von seinem Schrei zu hören. Aber er musste schreien. Er hatte wieder Hoffnung, dass ihn irgend jemand rette würde. Sicherlich war der Wurm geflohen. Luis glaubte schon, vor dem Tier in Sicherheit zu sein, als er weit vor sich auf einmal das riesige Maul wieder erkannte. Mit einer irren Geschwindigkeit schoss der Wurm auf ihn zu. Es gab nun für Luis keinen Zweifel mehr - er war verloren. Das Vieh hatte ihm nur den Rücken zugekehrt, um ihn anschließend mit einem mächtigen Sog in sich einzusaugen. Der einzige, der ihn noch hätte retten können, war der Regentropfen, mit dem er damals ins Traumland gereist war. Doch Luis hatte ihn bei all den Abenteuern völlig vergessen und so war an diese Rettung nicht zu denken.

In Sekundenschnelle hatte ihn der Wurm erreicht. Wie mit vulkanischer Kraft wurde Luis in den riesigen Schlund gezogen. Er biss die Zähne zusammen und kniff die Augen zu. Luis spürte nur, wie nun auch die letzten Luftblasen zerplatzten und der Sog ihn stärker und stärker und stärker hinabzog. Doch zu seiner großen Verwunderung tat dies überhaupt nicht weh.

Luis zögerte - sollte er es wagen, die Augen zu öffnen? Er traute sich nicht so recht. Sicherlich hatte er nur Glück gehabt, dass der Wurm ihn nicht gleich mit seinen mächtigen Kiefern zermalmt hatte, aber dafür würde er gewiss bald im Magen des Monsters zerdrückt werden.

Stattdessen flog er tiefer und tiefer und tiefer hinein. Eine merkwürdige Reise durch das Innere des Wurms begann, ohne dass etwas Schlimmes geschah. Noch nie hatte Luis so tief im Schlamassel gesteckt wie jetzt.

Aber wenn ich jetzt die Augen nicht bald öffne, überlegte er, dann werde ich niemals mehr erfahren, was wirklich geschehen ist. Er musste mit sich kämpfen und all seinen Mut zusammennehmen, um hinzusehen.

Um ihn herum war es dunkel. Lediglich die schwachen Konturen einer Wand konnte Luis erkennen. Doch zu seiner Verblüffung flog Luis gar nicht durch das Innere des Wurms hindurch. Das Gefühl war entstanden, weil der Wurm eine so rasende Geschwindigkeit hatte. Luis schwebte in ihm, wie er im Luftblasen geschwebt war. Er hatte wieder Hoffnung, dass er doch noch gerettet werden würde. Er musste nur versuchen, zum Maul des Tieres zurückzufinden und dort im richtigen Augenblick

herauszuschwimmen, so wie er es aus einer dieser vielen gruseligen Kindergeschichten kannte.

Vorsichtig bewegte sich Luis in die Richtung, in der er das Maul des Monsters vermutete. Ganz langsam und mit kaum merkbaren Schwimmschüben kam er voran. Dabei bemühte er sich, die Wand nicht zu berühren; denn er glaubte, der Wurm würde dies spüren und dadurch aufmerksam werden.

Je weiter Luis vordrang, desto heller wurde es. Plötzlich berührte Luis die Haut des Tieres. Erschreckt zuckte er zurück und verharrte in der Bewegung. Es geschah nichts. Der Wurm hatte es offenbar nicht bemerkt. Luis atmete erleichtert auf. Er schwamm weiter. Je näher er dem vermeintlichen Ausgang kam, desto kühler wurde es, aber das störte Luis nicht. Er wollte raus, nur das interessierte ihn. Vor sich sah er einen weißen Fleck, der schnell zu einer beachtlichen Größe heranwuchs. Da muss ich hin, dachte Luis und beeilte sich, voran zu kommen. Er starrte nur noch auf diesen Fleck. Nicht konnte ihn jetzt noch aufhalten. Er war gerettet, da war Luis nun vollkommen sicher.

Nun war er nur noch wenige Meter vom Ausgang entfernt. Er merkte, dass er sich geirrt hatte. Luis war nicht in die Richtung des riesigen Males geschwommen, sondern in die der Schwanzspitze. Aber das war ihm jetzt egal. Dann würde er eben durch ein Loch in der Schwanzspitze hinausschwimmen. Das ganze erinnerte jetzt eigentlich mehr an einen Tunnel, den er durchquert hatte. Nur die Kälte nagte an Luis. Und sie nahm mit jedem Meter, den er seiner Rettung entgegenschwamm, zu.

Endlich hatte Luis das Ende dieses endlos scheinenden Monsters erreicht. Doch, was war das? Luis traute seinen Augen kaum. Sie befanden sich nicht mehr im Luftblasenmeer. Vielmehr tauchte der Wurm durch den Schnee. Die Schneeberge, schoss es Luis durch den Kopf, wir sind auf dem Weg durch die Schneeberge.

Einen Moment war er wirklich froh über diese Erkenntnis, doch dann fiel ihm ein, dass es für ihn unmöglich sein würde, hier abzuspringen. Er wäre sicherlich von den Schneemassen erdrückt worden oder wenigstens erfroren. Er entschloss sich zu warten. Und so setzte er sich schwebend in die Luft und beobachtete die Schwanzspitze, die ja sein Ausgang war.

Im Schloss ging es mittlerweile hoch her. Alba, dieser manchmal doch ziemlich vertrottelte Vogel, hatte einen Schtanz auf einem der unzähligen Türme getroffen und nach Luis gefragt. Und der hatte verdutzt geantwortet:

„Wieso, ist der Junge denn nicht im Schloss?“

Na ja, dass hatte dann die Bombe natürlich innerhalb kürzester Zeit zum Platzen gebracht. Der Schtanz hatte sofort, unverzüglich und gleich Nautan benachrichtigt, dem er von dem großen Unglück erzählte. Dieser wiederum benachrichtigte seine Palastwache, die wiederum informierte Hüpfblumen und Biedies, die wiederum ... und so lief die Nachricht wie ein Lauffeuer erst durch das Schloss, dann durch das gesamte Traumland. Und dem Stolze aller Traumländer folgend, versuchte nun jeder, der Retter, Finder oder was auch immer zu sein. Jedenfalls waren alle in einer ordentlichen Aufruhr.

Saraliso kam gerade noch rechtzeitig zurück, um ein noch größeres Chaos zu verhindern. Und das auch nur, weil er ihnen erklären konnte, dass er gerade den Yeti gesehen habe, und versichern könne, dass Luis nicht in dessen Gewalt sei. Es war also schon mal auf jeden Fall nichts Schlimmes an dem Verschwinden von Luis, außer vielleicht, dass er sich irgend wo verlaufen haben könnte.

Die Kytla war in der Zwischenzeit durch den Keller in das Gewölbe abgestiegen. Sie hatte versucht, sich in die Gedanken eines Kindes zu versetzen und war zu dem Entschluss gekommen, dass sie sich als Kind sicherlich für finstere Verliese, Provianträume und Schatzkammern interessiert hätte, womit sie ja tatsächlich nicht gerade falsch lag.

Sie kannte sich in Gespenster- und Piratengeschichten ganz besonders gut aus. So war es nicht weiter verwunderlich, dass sie unlängst nahezu über die Speisekammer und dort über die Falltür stolperte, die Luis und Waro benutzt hatten. Sie stieg hinab, stieß auf den Pfützensee mit den Holzbohlenplanken, den seitlichen Weg in die Halle, die rostige Tür und zwangsläufig auch auf Waro, der sich sicherlich ebenso erschreckte wie die Kytla selbst. Zusammengekauert saß der arme Krokosalamander in der großen Halle zitternd auf dem Marmorfußboden und starrte zur Decke - oder dem, was sie einstmals für eine Decke gehalten hatten.

„Wo ist Luis?“, fauchte ihn die Kytla verärgert an; denn sie hatte keinen Zweifel daran, dass diese unselige Kreatur etwas mit dem Verschwinden von Luis zu tun hatte. Natürlich machte sie ihm nicht wirklich einen

Vorwurf daraus, wo sie doch selbst liebend gerne auf Schatzsuche ging und in dunklen Ecken herumkroch.

„Da oben“, stammelte Waro unsicher und zeigte dabei zur Decke. Mehr brachte er nicht heraus.

„Das habe ich befürchtet“, flüsterte die Kytla, „dann wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als hinterher zu fliegen. Du wirst sofort in das Schloss zurückkehren und Saraliso alles erzählen, hast Du das verstanden?“

Waro verstand das sehr gut. Und er wusste nicht, ob er mehr Angst davor hatte, den zornige Befehl der Kytla zu missachten oder den unheimlichen Weg durch das Gewölbe zu gehen. Aber dieses Mal würde er seine Angst überwinden, das fühlte er. Schließlich machte er sich große Vorwürfe. Niemals hätte er auch nur mit Luis heruntersteigen dürfen. Doch nun gab es kein Wenn und Aber mehr; er musste alleine hinauf und zwar so schnell wie möglich. Ohne ein weiteres Wort, watschelte er los.

„Beeil Dich“, rief ihm die Kytla nach, aber er war schon durch die Tür im Gewölbe verschwunden.

Mit kräftigen Hieben schwang sich die Kytla empor, um in das Luftblasenmeer hineinzutauchen. Ihre Flügelschläge war so stark, dass mit jedem Schlag unzählige Luftblasen zerplatzten.

Ziellos jagte sie durch den Raum. Aber von Luis war keine Spur auszumachen. sie mochte eine Stunde oder etwas länger dort herumgepaddelt haben, als sie auf einmal die Stimme Saralisos hörte:

„Na, hast du etwas gefunden?“

Sie schüttelte den Kopf. In diesem Moment fiel ihr der Lindwurm ein, den sie die Weltenschlange nannten. Er nutzte das Luftblasenmeer gerne als Unterschlupf und Jagdrevier. Die Kytla versuchte, Saraliso zu erklären, was sie dachte.

Saraliso überlegte. Die Weltenschlange konnte zufällig hier herumgeschwommen sein. Sofern sie tatsächlich hier gewesen wäre, dann hätte sie Luis vor den Luftblasen gerettet, aber was dann ...?

„Was meinst Du?“, fragte die Kytla. Sie hatte dieses Ungetüm noch nicht gesehen und hielt es eher für eine alte Legende.

„Lass uns zu Ajanka fliegen“, gab Saraliso nach einer endlosen Zeit des Schweigens endlich zur Antwort. Sie kannte sich aus mit den alten Legenden. Vielleicht wusste sie einen Rat.

Saraliso und die Kytla (da Saraliso unsichtbar ist, wohl eigentlich mehr nur die Kytla) schlichen auf geheimen Gängen durch die Katakomben des Schlosses. Ungesehen verließen sie auf diesem Wege das Schloss, schwangen sich in die Lüfte und machten sich auf die Reise zur Osterfee, bei der Ajanka verweilte.

Als die Fee von Luis Verschwinden erfuhr, berief sie sofort eine Konferenz aller Feen des Landes ein. Sie machte sich mächtige Sorgen. Am Abend waren endlich alle Feen versammelt und beratschlagten die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen, bis sie endlich zu einem gemeinsamen Entschluss kamen.

Dann ging alles sehr rasch: Saraliso bekam den Auftrag, die Zeit zu suchen; denn nur sie konnte alles im Traumland auf einmal anhalten und damit möglicherweise weiteres Unheil verhüten. Die Kytla schickten sie los, um den Yeti zu beobachten. Vielleicht steckte er doch hinter allem oder hatte wenigstens in irgend einer verwegenen Weise damit zu tun.

Die Osterfee beauftragte - natürlich unter dem geheimen Siegel der strengsten Verschwiegenheit - sämtliche Zauberlehrlinge des Landes, die Weltenschlange ausfindig zu machen und, falls dies nötig war, zu stoppen (über die Gefahr dieses Unterfangens für das gesamte Traumland waren sich selbstverständlich alle im Klaren).

Die wohl gefährlichste aller Aufgaben übernahm jedoch Ajanka mit zwei weiteren Feen: Sie fuhren mit einer Kutsch zum Schloss, um in Luftblasenmeer nach Luis zu suchen. Gefährlich würde es werden, weil die Luftblasen vermutlich mit den Sümpfen in Albland in Verbindung standen und niemand deren Bösartigkeit wirklich einschätzen konnte. Von ihnen wusste man nur, dass sie seit einiger Zeit jeden anfielen, der es wagte, sich ihnen zu nähern. Was sie dann tatsächlich mit ihren Opfern anstellten, darüber gab es nur Vermutungen.

Da die Luftblasen sehr tückische und raffinierte Wesen waren, versuchte Ajanka ihnen mit einem Zaubertrank beizukommen, der eigens zu diesem Zwecke zum aller ersten Mal gebraut wurde und dessen Wirkung ungewiss war.

Während der Trank noch zubereitet wurde, kam bereits einer der Lehrlinge mit der Nachricht zurück, die Weltenschlange gesichtet zu haben. Sie bewegte sich dicht unter dem Schnee in den Schneekettenbergen vorwärts, geradewegs in Richtung der neuen Sümpfe in Albland. Auch hatte er bereits die Kytla davon informiert, die den Yeti ganz in der Nähe der Berge heimlich beobachtete.

Der Zauberlehrling hatte der Kytla von seiner Vermutung erzählt, dass die Weltenschlange auf den Sumpf zusteuerte. Falls Luis tatsächlich bei ihr war, würde der Sumpf für ihn zu einem gefährlichen Ort werden.

Die Kytla hatte sich entschieden, den Yeti Yeti sein zu lassen und die Verfolgung des Lindwurms aufzunehmen.

„Gib Saraliso Bescheid“, befahl die Kytla und glitt unverzüglich in die Lüfte, um den Weg der Weltenschlange von oben beobachten zu können. Bereits nach wenigen Augenblicken hatte sie die Erd- und Schneebewegungen entdeckt, die eindeutig auf das Tier hinwiesen - ein sagenhafter Anblick. In leichten Bewegungen, die denen der Wellen im Meer glichen, wogte der Schnee auf einer Breite von einigen Hundert Metern auf und ab. Dort, wo der Wurm durchgeschwommen war, fiel der Schnee wie in eine Rinne zusammen. Allein das Ausmaß dieser Rinne ließ die ungeheure Größe des Tieres erahnen. Ein überwältigender Anblick, der

allerdings auch einen Eindruck von den Gefahren gab, die bei jedwedem Stoppen der Schlange eintreten konnten. So flog die Kytla über der Spur der Weltenschlange dahin und bot damit dummerweise ihrerseits dem Yeti einen hervorragenden Hinweis darauf, wo sich Luis im Moment befand (denn natürlich hatte sich Luis Verschwinden längst auch bis zu ihm herumgesprochen).

Während Saraliso und die Zeit sich auf den Weg machten, hatte Ajanka den Zaubertrank im Luftblasenmeer verteilt. Sie hatte dabei Glück im Unglück gehabt: Glück, weil es ihr gelungen war, einen Teil der Luftblasen zu betäuben, wodurch sie vor Angriffen zunächst geschützt war, Unglück, weil sie und eine der beiden Feen selbst an dem Mittel gerochen hatten und nun ohnmächtig durch das Luftblasenmeer trieben. Die dritte Fee war noch einmal mit einem Schrecken davongekommen.

Sie verließ das Luftblasenmeer, um die Osterfee von den Geschehnissen in Kenntnis zu setzen. Zufällig traf sie auf einem der unzähligen Türme des Schlosses auf den armen, verzweifelten Alba, der immer noch von Zinne zu Zinne kraxelte. Sie erklärte ihm das Nötigste und schickte ihn auf den Weg zur Osterfee. Dann schlich sie zurück, in der Hoffnung selbst in irgend einer Weise helfen zu können.

Saraliso und die Zeit hatten die Kytla inzwischen gefunden. Er war nicht sehr begeistert von der Richtung, die der Lindwurm eingeschlagen hatte; denn er fürchtete, in Albland auf arge Probleme zu stoßen. Während er noch überlegte, schoss die Zeit hinab zu jenem Punkt, an dem der Wurm den Tiefschnee verlassen und auftauchen würde. Sie wollte seine Bewegungen an diesem Punkt in ein Zeitlupentempo verwandeln.

Luis, der immer noch in der Schwanzspitze saß, um eine Gelegenheit für den Absprung zu finden, war inzwischen vor Erschöpfung eingenickt. Im Traum sah er Ajanka vor sich, die bewusstlos im Luftblasenmeer trieb. Luis kannte Ajanka nicht, und doch wusste er, dass sie es war, die da völlig bewegungslos durch das Blasenmeer schwebte. Er spürte eine nie gekannte Einigkeit mit ihr und fühlte, dass seine und nur seine Hilfe sie retten konnte.

„Luis!“, schallte ihre Stimme durch den Traum, „Luis, Du musst mich befreien!“

„Mama“, antwortete Luis im Schlaf instinktiv, ohne es selber zu bemerken, „sag mir, was kann ich tun?“

Seine eigene Stimme klang x-fach in seinem Kopf wider. Sie klang traurig, fast hoffnungslos und nicht wie die eines kleinen Jungen.

„Ich werde zu Dir kommen!“, dachte er „Sag mir, wie ...“

Tränen standen in seinen Augen. Mit den kleinen Fäusten schlug er auf den Boden. Das Luftblasenmeer, dachte und er dachte es wie einen Befehl.

„Ja“, sagte Ajanka ruhig, „Du kannst mich retten! Schlafe tief, hörst Du? Du darfst nicht aufwachen! Du darfst nicht einmal ans Aufwachen denken! Wenn Du im Traum an mich denkst, dann muss der Wurm Dir gehorchen. Du musst ihn zu mir lenken, aber denke daran: er wird Dir nur gehorchen, solange Du schläfst!“

Luis strengte sich an. Er dachte fest an Ajanka und das Luftblasenmeer. Plötzlich stob der Wurm durch die Schneedeck, wand und wehrte sich, schüttelte und rüttelte sich und war wutentbrannt vor Zorn. Doch Luis war stärker und schließlich änderte der Wurm seine Richtung und schwamm zurück in das Luftblasenmeer.

Bei seinem Aufbäumen riss die Weltenschlange beinahe die Kytla und Saraliso mit sich. Sie waren so erstaunt und entsetzt, dass sie ihm kaum ausweichen konnten - es fehlten noch wenige Zentimeter und er hätte sie in den Schnee gerissen. Im selben Augenblick drehte er vor ihren Augen blitzschnell um und schoss in die Tiefen von Schnee und Eis zurück.

Allein durch den starken Luftzug trudelte die Kytla wie benommen zu Boden und bevor sie sich wieder gesammelt hatte, um die Verfolgung aufzunehmen, war der Wurm verschwunden.

„Verdammt“, schimpfte auch die Zeit, „fast hätte ich es geschafft. Er muss es gespürt haben!“

Saraliso indes war da nicht so sicher. Es war nur so ein Gefühl, aber das sagte ihm, dass die Zeit damit gar nichts zu tun hatte. Irgend eine unbekannte Kraft hatte ihn zur Umkehr gezwungen. Was konnte es gewesen sein? Was in aller Welt war so mächtig, die Weltenschlange zu lenken? Sollte der Yeti ... nein, das war unvorstellbar. Zum ersten Mal war Saraliso wirklich ratlos.

„Zum Luftblasenmeer!“, befahl Luis immer und immer wieder. Der Wurm schnaubte vor Wut und schlug mit dem Schwanzende um sich, aber es half ihm nichts. Er musste Luis gehorchen.

„Luis, sag ihm, dass er schneller schwimmen soll!“, flüsterte Ajanka. Sie fühlte, dass die Luftblasen aus ihrem Trauma bald erwachen und sie angreifen würden. Ihre Stimme zitterte und doch versuchte sie, ruhig und einschläfernd auf den Jungen zu wirken.

Alba hatte mittlerweile die Osterfee gefunden und ihr alles erzählt, dass heißt, er hatte versucht ihr alles zu erzählen, wobei jedoch nur ein heilloses Durcheinander herauskam, ungefähr wie: Du musst die Luftblasen im Schneemeer vor dem Einschlafen retten, weil die Feen das Schloss in Gefahr bringen ...

„Bring mich zum Schloss!“, befahl die Osterfee kurz und bevor Alba sich's versah, saß sie auf seinem Rücken und trieb ihn an zu starten. Wie ein stolzer Adler ob Alba in die Lüfte. Zum ersten Mal in seinem Albatross-Dasein durfte er eine Fee auf seinem Rücken transportieren. Das war ein sehr majestätisches Gefühl, welches die Osterfee allerdings nicht würdigte. Sie sprach immer nur davon, dass er doch bitte schneller fliegen solle.

Als sie im Schloss eintrafen, legte Alba sogar extra für sie eine Super-Mega-Gala-Landung hin. Doch ehe er noch richtig stand, war sie bereits abgesprungen und rannte in den Keller. Dort traf sie auf die dritte Fee, von der sie nun endlich alles so erfuhr, wie es sich tatsächlich zugetragen hatte. Bevor sie etwas unternehmen würde, schaute sie noch einmal im großen

Saal nach den Luftblasen. Noch trieben sie friedlich schlummernd vor sich hin. Es war also nicht zu spät.

Währenddessen schoss die Weltenschlange bereits in das Luftblasenmeer hinein. Drei oder viermal schwamm sie an Ajanka und der zweiten Fee vorbei, ohne nach ihnen zu schnappen.

„Luis“, flüsterte Ajanka, „befiehl dem Wurm, uns zu schlucken!“

Luis strengte sich wirklich sehr an, aber er war bereits kurz vor dem Aufwachen und sein Traum verblasste, und mit ihm der Einfluss über den Wurm. Jetzt musste alles sehr schnell gehen. Ajanka zwang sich selbst endlich zu erwachen. Als der Wurm ein weiteres Mal vorbeikam, schwamm sie ihm entgegen, die zweite Fee wie ein Rettungsschwimmer im Griff. Der Wurm war derart überrascht, dass ihm das riesige Maul Sperrangel-Weit offen stand. Mühsam krallte sie sich am gigantischen Kiefer des Lindwurms fest, während schon die Luftblasen sich an ihr festzusaugen begannen. Und je stärker sie zappelte, desto flinker und biestiger waren die Blasen bei der Sache.

Ajanka war verzweifelt. Die Kraft, sich diesem Kampf zu stellen hatte sie nicht mehr. Gerade wollte sie sich ihrem Schicksal ergeben, als eine Stimme plötzlich rief: „Mama!“

Es war Luis. Er war aufgewacht und hatte instinktiv gespürt, dass Ajanka in wirklichen Schwierigkeiten war. Und sein Instinkt sagte, ihm: sie war seine Mama. Luis krallte sich in das Fleisch des Wurm:

„Du musst sie retten“, befahl er in einem Ton, der selbst manchen Erwachsenen gewundert hätte. Aber der Wurm dachte nicht daran, ihm zu gehorchen. Luis standen die Tränen in den Augen. Endlich wusste er, warum er ins Traumland gekommen war. Er vermisste seine Mama und wollte sie dort finden. Und jetzt, wo er sie gefunden hatte, wo er ganz nahe bei ihr war, so nah wie niemals zuvor in seinem Leben, jetzt sollte er sie wieder verlieren? Niemals!

Mit bloßen Fäusten schlug er auf die fleischigen Innenwände des Wurms ein: „Rette sie, hörst Du, Du wirst sie retten!“

In diesem Moment schlug der Wurm der Schwanzspitze und dann mit dem gesamten Schlangenkörper. Ajanka klammerte sich immer noch an den gewaltigen Kiefer. Lange konnte sie sich nicht mehr halten. Sie hoffte, dass er sie in sich aufnehmen würde, dass er sein riesiges Maul schließen und sie verschlucken würde. Aber er tat es nicht. Stattdessen schlug er stärker und schleuderte die zweite Fee durch das Luftblasenmeer. Immer wieder schlug er auf sie ein. Lange hält sie das nicht mehr durch, dachte Ajanka. Wenn die Luftblasen sie nicht zerdrücken, wird der Wurm es mit seinen kräftigen Hieben tun.

Luis, für den die Bewegungen völlig überraschend kamen, purzelte vom hinteren Ende des Wurmes weiter nach vorne. Er schlug dabei immer wieder gegen die knöchernen Wände des Untiers. Ihm war übel.

Währenddessen wachte die zweite Fee auf und begriff, was geschehen war. Die heftigen Schläge trafen sie wie ein Hammer. Ihr ganzer Körper tat ihr

weh. Ich darf die Besinnung nicht wieder verlieren, dachte sie. Doch sie war schwach und müde.

Auch Ajanka hatte den Halt verloren. Der Lindwurm trieb nun beide Feen mit kräftigten Hieben vor sich her. Dann holte er sehr weit aus und schlug noch einmal so stark zu, dass sie beide die Besinnung wieder verloren.

Luis, der inzwischen direkt hinter den Kiemen des Tieres Halt gefunden hatte, sah dem Schauspiel hilflos zu.

„Mama“, schrie er, doch niemand reagierte. Es ist auch, dachte er, nun ist alles vorbei. Er wollte ihnen hinterher springen; denn es gab für keinen Grund mehr, im Schutze des Wurmes zu verharren. Aber in dem Moment, da er die Kiemen losließ, schloss der Wurm das Maul. So sehr sich Luis auch anstrengte, er kam nicht heraus. Er schimpfte und zeterte. Mit ganzer Kraft versuchte er, die Kiefer auseinander zu drücken. Vergebens. Stattdessen fühlte er, wie der Wurm seine Richtung änderte. Offensichtlich drehte er wieder ab, um das Luftblasenmeer zu verlassen. Erschöpft taumelte Luis zu Boden. Die Ereignisse der letzten Stunden hatten ihn zu sehr angestrengt. Leise schluchzend schlief er ein.

Im Traum sah er Ajanka vor sich, wie sie sich an den Kiefer der Weltenschlange klammerte. Dann sah er sie im Luftblasenmeer treiben und er sah sich, wie er hinaussprang aus dem schützenden Maul. Dann sah er den Wurm das Maul schließen und seine Gefangenschaft. Plötzlich fiel Luis wieder ein, dass er den Wurm im Schlaf dirigieren konnte.

„Bring mich an die Oberfläche“, befahl er der Weltenschlange und sie gehorchte. Sachte schwebte sie durch die Massen des Schneegebirges, bis sie die Oberfläche erreicht hatte. Mit einem kräftigen Knacken durchbrach sie die Eisschicht und kam darauf langsam zum Stehen. Als Luis erwachte, öffnete sie geduldig das Maul und ließ ihn gehen.

Schnell kroch Luis heraus. Mit zugekniffenen Augen, denn das grelle Licht des Schnees vertrug sich kaum mit der Dunkelheit, in der er die letzte Zeit verbracht hatte. Dann stapfte er langsam vorwärts.

Als Luis zurückblickte, sah er, wie die Schwanzspitze des Wurms fast lautlos im tiefen Schnee versank. Er wusste selbst nicht warum, aber er konnte sich ein zaghaft trauriges Winken nicht verkneifen. Dann war er allein mit sich und den unendlichen Massen weißen, glitzernden Schnees.

Ajanka indes war durch einen guten Zauber der Osterfee gerettet worden. Und mit ihr die zweite Fee, deren Qualen endlich ein Ende fanden.

*

Glutrot lag die Sonne über den Gipfeln der Schneeberge. Der Himmel war blau und klar, nur einige Nebelschwaden zogen dahin. Es war still. Unendlich still. Niemand und nichts war zu sehen. Nichts außer Schnee, weißem, glitzerndem Schnee, Bergen von Schnee.

Einsam stapfte Luis vor sich hin, ohne ein Ziel. Es schien ihm egal, welche Richtung er nehmen sollte. Vor ihm war Schnee, hinter ihm war Schnee und nirgends war etwas in Sicht, das nicht aus Schnee war und ihm hätte

verraten können, wo er sich befand oder in welche Richtung er seinen Weg fortsetzen konnte. Ihm war kalt von dem Wind, der über das Land fegte.

Je länger Luis so vor sich hin ging, desto unsicherer wurde er. Ob er jemals wieder hier herausfinden würde? Und außerdem wurde es langsam dunkel und er war erschöpft von dem Weg und von den vielen Abenteuern.

Ich muss mich nach einem Platz für die Nacht umsehen, dachte er; denn einfach so im Freien zu übernachten, dazu fehlte ihm der Mut. Bis zu den hohen Gipfeln würde er es nicht mehr schaffen, das wusste er. Also musste er sich nach einer Grotte in der Umgebung umschauchen. Notfalls hätte sich Luis eine Kuhle in den Schnee gegraben. Aber der war zu hart.

Die rote Sonne verschwand noch hinter den Bergen und die bizarren Schatten der Berge wuchsen zu riesenhaften schleichenden Zungen heran. Sie kamen ihm aufdringlich nahe, ärgerten Luis, machten ihm Angst. Luis ging schneller. Irgendwo musste es doch einen Platz geben, an dem er die Nacht verbringen konnte. Er suchte die Umgebung ab. Nichts. Nichts? Moment mal, was war denn das? Für einen winzigen Augenblick hatte er etwas zu sehen geglaubt. Es passte nicht in die Landschaft, das fühlte er. Ein weiteres Mal suchte er den Horizont ab. Wieder mit diesem Gefühl. Er ließ den Blick über die Schneeberge schweifen. Ihm fiel ein Berg besonders auf. Er stand näher als anderen. Aber das war nicht, was das Bild störte. Luis hatte vielmehr das Gefühl, dass sich dieser Berg bewegte. „So'n Quatsch“, dachte er. Nein, das konnte nicht sein. Er sah genauer hin: „Es ist der Schatten!“ Der Berg besaß keinen Schatten. Ja, in der Tat. Und das machte ihn freundlich in dieser unheimlichen Dämmerung. So freundlich, dass Luis keinen Moment zögerte auf den Berg zu zulaufen.

Der Weg war nicht so weit, wie er geglaubt hatte. Schon nach kurzer Zeit stand Luis an einem Hang, der flach genug schien, um an ihm hinaufzusteigen.

Vielleicht ist da oben ja eine Höhle oder Grotte, in der ich übernachten kann, dachte Luis. Wie von einer fremden Kraft gesteuert, setzte Luis zum Aufstieg an. Er holte dabei tief Luft; denn er glaubte, dass es ziemlich anstrengend werden könnte.

Nach wenigen Metern hatte er das Gefühl, bergab zu gehen. Er wunderte sich zwar darüber, es störte ihn jedoch nicht weiter. Schließlich war er müde und mit der Müdigkeit purzeln die Gefühle für oben und unten schon einmal durcheinander. Im übrigen konnte er hinabsehen, was ein eindeutiger Beweis für einen Aufstieg war.

Nach oben hin wurde der Hang steiler und steiler und steiler und auch schmaler. Luis Schritte wurden dabei immer schneller, eben so, wie wenn man einen Berg hinabläuft. Ab und an musste er sogar stoppen, um nicht ins Kullern zu geraten. Sonst wäre er sicher den ganzen Berg hinaufgerollt.

Luis wollte anhalten, als er in der Wand ein großes Loch entdeckte. Er atmete auf. Endlich hatte er einen Ort gefunden, an dem er die Nacht verbringen konnte. Vorsichtig betrat er einen schmalen Weg, der zu dem Loch oder der Höhle oder Grotte oder was auch immer es sein mochte, hinüberführte. Luis war dabei ein bisschen mulmig zumute; denn der Weg wurde so schmal, dass er einige Male abrutschte und Angst hatte, den ganzen Berg wieder hinabzupurzeln (oder hinauf oder was auch immer).

Erst war es nur ein Loch im Schnee, das sich dann aber als großes Höhlenwerk entpuppte. Von der Decke ragten mächtige Eiszapfen, die jedoch schon vor langem aufgehört hatten zu tropfen. Bizarre Figuren malten sie in das Eis.

Luis Schritte hallten vielfach wider. Er war neugierig. Aber die Müdigkeit war stärker als der Drang die Höhle zu erforschen. Und so legte er sich erst einmal schlafen. Dafür bot sich auch gerade eine kleine Mulde an, die sanft und weich aussah und sich - zu seiner Verwunderung - ganz kuschelig anfühlte. Er rollte sich hinein und war nach kurzer Zeit eingeschlafen.

Im Schloss hatte sich mittlerweile eine stattliche Anzahl von Wesen aus dem Traumland zusammengefunden. Sie alle hatten vom Verschwinden des Jungen gehört, wollten wissen, was es damit auf sich habe und ob sie in irgendeiner Weise bei der Suche helfen konnten; denn Traumländer sind sehr hilfsbereite, beinahe hilfsbegierige Wesen.

Alles krabbelte, schnabbelte und wuselte durcheinander. Nautan hatte arge Mühe, das Innere des Schlosses von der Menge freizuhalten.

„Ich habe zu wenig Shtenze“, schimpfte er und: „Ich habe es Ajanka schon immer gesagt; ich brauche mehr Leute für meine Garde!“

Doch das Schimpfen half ihm nicht. Er zerrte höchstpersönlich die Shtenze aus der Menge, um sie in einer langen Reihe vor der Schlosstreppe aufzustellen. Doch damit konnten nur die größeren Wesen von einem Eindringen abgehalten werden. Gegen Biedies und die

unzähligen Arten noch kleinerer oder sogar richtig winziger Wesen half das herzlich wenig. Sie krabbelten, krochen und wuselten umher und herum und vor allem zwischen den Schtenzen einfach hindurch und mussten in den meisten Fällen einzeln wieder zurückgeholt werden.

Nautan ließ sich im Allgemeinen nicht gerne nachsagen, dass er ein wütender und schnaubender, zorniger und böser Wachgardenvorsitzender sein, aber in diesem Moment, wo sowieso alle auf ihn wütend waren, die einen, weil sie nicht ins Schloss durften, die anderen, weil sie Prügel und Hiebe von der tobenden Menge einstecken mussten, weil sie ja den Zugang verwehrten. In diesem Moment jedenfalls ließ er sich beschimpfen und beschimpfen und beschimpfen und es war ihm egal, was sie über ihn sagten. Wichtig war nur, dass er seine Befehle hatte, die er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln ausführte.

Während die Menge draußen tobte, berieten Saraliso, die Zeit, Ajanka, die Osterfee und der unglückselige Waro, und natürlich auch Alba und die Kytla, was zu tun sein.

Ajanka berichtete zunächst von den Ereignissen im Luftblasenmeer und zog schließlich in Erwägung, dass Luis sich noch im Bauch der Weltenschlange aufhalten könne, wofür es jedoch keinerlei Beweise gab - alles nur Vermutungen (und zwar falsche, wie wir ja bereits wissen).

Saraliso dagegen vermutete, dass der Lindwurm Luis ohnehin ausgespieden habe, weil er auf Störenfriede recht unangenehm reagiere. Wenn dem so war, würde Luis entweder wieder im Luftblasenmeer in Lebensgefahr schweben oder, was auch nicht viel angenehmer schien, irgendwo unter

den Schneemassen der Schneekettenberge begraben sein. Allerdings hatte natürlich auch er keine Beweise für seine Vermutungen (und lag auch etwas daneben, wie wir ja wissen).

Die Osterfee war des Rätsels Lösung am nächsten. Sie stellte sich vor, dass Luis den Wurm im Schlaf an eine Stelle seiner Wahl im Traumland gelotst hatte, um dort ab- oder auszusteigen.

„Wenn wir nicht langsam anfangen, etwas zu unternehmen“, platzte die Zeit hervor, die übrigens auch an dem Treffen teilnahm, „dann brauchen wir bald gar nichts mehr zu unternehmen; denn dann rennt uns die Zeit davon!“

Betreten sahen sich die, die sich ansehen konnten, gegenseitig an. Die Zeit hatte zweifelsohne Recht.

„Aber“, meldete sich Waro (plötzlich und unerwartet und zitternd, weil er wirklich nur ein klitzekleines Würstchen zwischen all den hohen Herrschaften war), „Luis muss das Traumland doch am Ende wieder verlassen, oder?“

„Ja, das muss er wohl“, gab Ajanka zurück. Gerade sie hatte mehr Verantwortung für Luis zu tragen als all die anderen; und sie wusste, dass er unbedingt wieder zurückkehren musste, zurück in die Welt der Menschen, aus der er gekommen war. Und dies musste geschehen, bevor er selbst auf den Gedanken käme, für immer im Traumland bleiben zu wollen. Was aber hatte das mit der Suche zu tun? Sie verstand den kleinen Krokosalamander überhaupt nicht.

„Ich meine“, fuhr Waro fort, „Luis ist doch irgendwie ins Traumland gekommen - und genau so, wie er gekommen ist, muss er auch wieder gehen, oder?“

„Der Regentropfen“, schoss es Saraliso durch den Kopf, „der Regentropfen, wir müssen ihn finden. Er allein kann Luis wieder nach Hause bringen und er ist derjenige, der in jedem Augenblick weiß, wo sich Luis gerade aufhält!“

„Na prima“, argwöhnte die Osterfee, „wir brauch jetzt also nur noch zum Himmel zu sehen und einen ganz bestimmten Regentropfen aus einer ganz bestimmten Wolke herauszufinden; und diesen Regentropfen dann zu bitten, Luis für uns zu finden und nach Hause zu bringen. Das ist fantastisch! Wirklich fantastisch! Und so einfach! - Hat irgendwer hier im Raum schon einmal einen Regentropfen gesucht? - ich jedenfalls nicht.“

Während sie sich noch ratlos anschauten, kam Nautan völlig aufgelöst herein.

„Ich schaffe es nicht mehr“, prustete er verzweifelt.

Was er nicht schaffte? - Nein, diese Frage können wir uns wirklich sparen. Sein Gesichtsausdruck, seine zerrissene Uniform und das Zittern in den Knien verrieten seine verzweifelte Lage.

„Was soll ich denn nur tun? Wenn nicht bald jemand herauskommt, um die Menge zu beruhigen, dann werden sie das Schloss stürmen und mehr mehr heile lassen - gar nichts!“

„Was meinst Du, sollen wir ihnen sagen?“ fragte Ajanka ruhig.

„Was?“

Nautan war fassungslos. Ihm war vollkommen, was sie ihnen sagen würden. Sie sollten die Menge beruhigen, das sollten sie tun!

Zornig rannte er hinaus und knallte die Tür hinter sich zu.

„Ich werde hinausgehen und ihnen etwas erzählen“, erwog Saraliso. Die Osterfee riet allerdings dringend davon ab, ausgerechnet einen Geist als Redner auszuwählen, wo doch die meisten Bewohner des Traumlandes nicht einmal wussten, dass es überhaupt Geister gab. Für die Zeit galt das selbe und Waro war wohl eben so wenig als Sprecher geeignet wie Alba und die Kytla. Im Grunde blieben nur die Feen übrig. Sie konnten ohnehin am besten mit den empfindlichen Gefühlen der Traumländer umgehen. So wurde Ajanka ausgewählt, die Ereignisse vorsichtig zu umschreiben.

Ajanka verließ den Raum. Alle anderen folgten ihr unauffällig. Die Fee schritt würdig durch das Portal oberhalb der großen Treppe. Von dort aus konnte sie die Menge gut überblicken.

„Liebe Traumländer“, begann sie. Weiter kam sie nicht. Die Menge war aufgebracht. Niemand hörte auf Ajanka.

„Ruhe“, schrie Nautan mit hochrotem Kopf von einem der kleinen und viel zu hohen Türme hinunter. „Ruhe, nun hört doch mal, was Euch die Fee zu sagen hat ...“ Er schrie sich wahrhaft die Kehle aus dem Hals. Doch bei diesem Getöse konnte er sich anstrengen so sehr er wollte, niemand hätte ihn verstanden.

Ajanka trat vorsichtig den Rückzug an. Doch die Menge war schneller. Bevor sich's die Wachen versahen, waren alle Ketten und sonstigen Absperrungen zerfetzt und alles Denkbare und Undenkbare niedergewalzt. Die Masse schob sich wie ein Lavastrom unaufhörlich die Treppe zum Portal hinauf.

Vor allem die zahllosen Hüpfblumen entwickelten in dem Gedränge ein erstaunliches Geschick. Sie bliesen sich auf bis sie fast zu zerplatzen drohten, zogen sich wieder zusammen und nutzten den geschaffenen Platz zum Vorwärtstreten. Wie die armen niedergerannten Schtente aussahen, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Biedies klammerten sich an Ajanka fest, so dass sie bei dem Versuch zu flüchten hinfiel und fast von der Menge zertreten worden wäre. Saraliso eilte ihr zu Hilfe. Mit dröhnender Stimme donnerte er ein bösesartiges „RUHE, VERFLIXT!“ in die Menge.

Wie auf Eins blieben alle versteinert stehen und achteten endlich auf Ajanka, die sich nun etwas Platz auf einem kleinen Podest schaffte, um von dort aus ein paar beschwichtigende Worte an die Menge zu richten.

„Liebe Traumländler“, begann sie zum zweiten Mal, aber mit etwas mehr Erfolg, „Ihr seid hierher gekommen, weil Ihr von Luis Verschwinden gehört habt.“

Ein Raunen ging durch die Menge. Und wieder begannen sie zu schieben und zu drängeln.

„RUHE, VERFLIXT!“ dröhnte Saraliso abermals dazwischen.

„Luis ist wirklich ver...“, weiter kam Ajanka nicht; denn genau in diesem Augenblick flogen Alba und die Kytla im Sturzflug auf den Schlosshof zu. Unter angstvollen Schreien suchten sich die Traumländler zu retten oder wenigstens in der Nähe einer Mauer Schutz zu finden.

Während Alba eine Bruchlandung nach Manie der Albatross-Airlines auf einer Gruppe eingerollter Schlafschwänze hinlegte, ging die Kytla neben Ajanka nieder.

„Wir haben ihn gefunden!“, pachte sie hervor, dann klappte sie erschöpft zusammen. Alles stupsen und kitzeln half wenig. Sie brachten keinen Ton mehr aus der Kytla heraus. Mittlerweile hatte sich Alba aufgerafft, seine Flügel gerichtet und sich bei den Schlafschwänzten für das weiche Landepolster bedankt. Er erwog, wenn dies alles vorbei sei, vielleicht eine Schlafschwänze-Landebahn zu bauen, aber das ist eine andere Geschichte.

Alle starrten auf den armen Alba. Langsam kamen sie näher an ihn heran und erwarteten voller Spannung eine Erklärung.

„Komm zu mir herüber“, winkte ihm Ajanka, die im Grunde froh war über die letzten Ereignisse, auch wenn sie damit herzlich wenig anfangen konnte.

Alba schritt feierlich über den großen Platz. Die Menge war total gespannt und das genoss er, wie er es noch nie in seinem langen Albatrossleben genossen hatte, von so vielen Traumländern ehrfürchtig bewundert zu werden.

Endlich kam er die Treppe hinauf und schritt - immer noch höchst feierlich - zu Ajanka hinüber. Dann drehte er sich zur Menge um und ließ um so feierlicher verlauten:

„Luis lebt!“ (was für eine Rede, dachte er, und schwebte vor Selbstbewunderung beinahe einen Meter über dem Boden)

„Nun sag schon ...“

„Was ist passiert?“

„Wo ist ...“

Alle begannen wieder durcheinander zu brabbeln, so aufgeregt waren sie.

Und Alba begann die Rede seines Lebens:

„Liebe Traumländer! Nach langem Suchen haben meine Freundin, die Kytla und ich“, wobei er sich vornehmst nach vorne beugte, „Luis in den Schneebergen gefunden. Ich kann Euch versichern ...“

Alba machte eine kleine bedeutungsvolle Pause und zog, als wolle er die allerletzten Zweifel mit Sicherheit zerstreuen, die Augenbrauen hoch. Ehrlich gesagt, sah das alles andere als klug aus - eher wirklich ziemlich töricht, dumm und einfältig.

„Also, ich kann Euch versichern, dass er im Schutze einer kleinen Höhle vor sich hinschlummert. Seine Abenteuer werden ihn stark angestrengt haben. Daher haben wir ihn nicht geweckt. Er soll erst einmal richtig ausschlafen. Morgen werden wir ihn dort abholen!“

Die Menge tobte und johlte: „Alba lebe hoch! Es lebe Alba!“

Sie schrieten und tanzten fröhlich herum. Alle waren so vergnügt, dass niemand Pivox, den Kürbiskugelbauchkopf bemerkte, der traurig durch die Menge schlich. Langsam stieg er die Treppe empor und kam endlich zu Ajanka. Pivox sah sie stumm an, dann nickte er ihr zu und verschwand im Schloss.

Ajanka, Saraliso, die Zeit und die Osterfee folgten ihm, ohne dass es sonst jemand mitbekommen hätte. Nachdem alle in einem der zahllosen Räume versammelt waren, setzte sich Pivox müde auf ein altes Sofa, seufzte und begann zu erzählen:

Ich war im Sumpf. Ja, es ist schlimmer als wir gedacht haben. Der Sumpf ist durchsetzt von ekeligen Gestalten und Gerüchen. Ich glaube, sehr viele Menschen haben sich dort verfangen, lange bevor wir es wahrnehmen konnten. Sie haben sich in ihren Träumen für diesen Sumpf entschieden. Und wir können nichts dagegen tun; denn er entspringt ihren Gedanken,

ihrer Angst, Verzweiflung und vielleicht auch ihrem schlechten Gewissen.“

„Es ist“, erwiderte Saraliso nachdenklich, „wie ich gedacht habe. Aber ich glaube nicht, dass die Menschen damit verloren sind für das Traumland. Eines Tages werden sie die Sonne wieder entdecken und die Wiesen und das Wasser und den Duft der Blumen. Eines Tages werden ihre Träume wieder fröhlich sein. Und dann werden sie wieder gerne träumen und das Traumland wird zu einer Oase, die sich ausbreitet und am Ende selbst die Menschen wieder in seinen wunderschönen Bann zieht. Eines Tages...“

In diesem Moment platzte Alba herein. Fassungslos schloss er die Tür hinter sich. Er wollte etwas sagen, etwas ganz ganz Wichtiges. Vielleicht das aller aller Wichtigste, was er jemals zu sagen hatte - aber es blieb ihm wie ein Klos im Halse stecken. Er brachte es einfach nicht heraus. Mit großen Augen sah er Pivox an, dann kuschelte er sich traurig an den dicken Kürbiskugelbauchkopf und begann jämmerlich zu weinen.

Pivox sagte nichts. Er strich Alba mit wenigstens dreizehn Händen gleichzeitig über das zerzauste Gefieder. Und bald standen auch ihm die Tränen in den Augen.

Selbst Ajanka konnte ihre Traurigkeit kaum verbergen. Mühsam schluchzte sie ein „ist er weg?“ heraus.

Alba nickte. Luis war ihm so sehr ans Herz gewachsen. Er erinnerte sich noch so gut an die Abenteuer, die sie gemeinsam erlebt hatten. Und er

würde sich immer daran erinnern - ganz sicher. Und den anderen ging es nicht anders.

„Der Regentropfen“, stotterte er schließlich mit zitternder Stimme, „der Regentropfen hat ihn abgeholt und nach Hause gebracht!“.

„Glaub mir“, flüsterte Pivox und streichelte Alba über den Kopf, „es ist besser so. Luis hätte nicht bei uns bleiben können. Aber wir - in seinen Träumen werden wir immer bei ihm bleiben, ganz sicher!“

Aber damit konnte er Alba nicht trösten, nicht wirklich jedenfalls. Pivox war ja nicht einmal selber von seinen Worten überzeugt.

Und trotzdem:

Es war wirklich am Besten so - das wussten sie alle. Und vielleicht würde Luis ja eines Tages wiederkommen in das Land mit den Wesen, die man hören aber nicht sehen kann, den Flüssen, die bergauf fließen oder bergab, je nachdem wozu sie gerade Lust haben, mit den Bergen, die wandern und den Wegen, die nirgendwo hinführen!